JOHANN VON LEERS

Der Kardinal und die Germanen

EINE AUSEINANDERSETZUNG MIT KARDINAL FAULHABER

Johann von Leers / Der Kardinal und die Germanen

Johann von Leers

Der Kardinal und die Germanen

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg 36 und Wandsbek

Vorwort

Im geistigen Kampf unserer Zeit hat in bedeutungsvoller Stunde, in der Silvester-Predigt vom 1. zum 2. Jahre der nationalsozialistischen Revolution, vom Jahre 1933 zu 1934 von Christi Geburt ab, der Erzbischof von München, Kardinal Michael Faulhaber, Stellung genommen zu einer Frage, die weit mehr noch als den Theologen das ganze deutsche Volk berührt, zu der Frage: „Christentum und Germanentum“. Diese Predigt ist dann im Druck erschienen und weit über den Rahmen unseres katholischen Volksteiles verbreitet worden. Sie ist in erster Hinsicht natürlich eine oberhirtliche Stellungnahme eines hohen katholischen Kirchenfürsten unseres Landes in Dingen des Glaubens. Soweit sie dies ist, hat überhaupt der Nichtkatholik kein Recht, sich mit ihr irgendwie zu befassen. Es würde dies ein unzulässiges Hineinreden in ein Lebensgebiet bedeuten, das ihn gar nichts angeht. Mit demselben Recht, mit dem etwa der auf nordischem oder germanischem Boden stehende Deutsche es sich verbittet, daß irgendwelche kirchlichen Stellen ihm in seine religiöse Überzeugung hineinreden, kann selbstverständlich auch der fromme Katholik mit Recht sich weigern, von anderen in seine innersten Angelegenheiten hineingeredet zu bekommen.

Das ist selbstverständliche und eigentliche Voraussetzung jeder Volksgenossenschaft und Gemeinschaft in einem religiös gespaltenen Volke, daß der eine des anderen Glauben, d. h. seine sonst nicht beweisbare religiöse Überzeugung, achtet und nicht verletzt.

Wenn dies auch gewiß im Laufe der Geschichte nicht immer seitens der Kirche geschehen ist, in der Seine Eminenz Kardinal Faulhaber eine so bedeutungsvolle Stellung einnimmt, so ist es doch heute unzweifelhaft die Voraussetzung für die gegenseitige Achtung und Duldung.

Vom eigentlich Religiösen, d. h. von jenen Heilswahrheiten, die in dieser Predigt verkündet werden, soll hier darum auch mit keinem Wort gesprochen werden. Der Priester, der sie verkündet, die Gemeinde, die sie anhört, glauben sie und finden in diesem Glauben den ihnen gemäßen Ausdruck des Göttlichen — niemand hat das Recht, dies irgendwie abschätzig zu behandeln.

Niemand vermag Gottes Wege so zu prüfen oder zu kennen, daß er die Heilsüberzeugung eines frommen Priesters für diesen oder für diejenigen, die ihm gläubig vertrauen, zu bezweifeln berechtigt wäre.

Es handelt sich hier also nicht um eine Auseinandersetzung mit dem Priester Kardinal Faulhaber, der die religiösen Wahrheiten seiner Kirche vertritt, auch erst recht nicht um eine Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche als solcher, sondern um ein Entgegentreten gegen Falschdarstellungen, Mißdeutungen und Irrtümer, die Kardinal Faulhaber bei seiner Auseinandersetzung unterlaufen sind.

Würde es sich um irgendwelche nebensächliche Irrtümer bei irgendeiner Nebenfrage der germanischen Vorgeschichte als Wissenschaft handeln, so wäre es sicher engherzig und auch einem so bejahrten Geistlichen gegenüber unehrerbietig, diese zu bekritteln.

Es handelt sich aber in der vorliegenden Schrift um eine doppelte irrige Darstellung, um eine doppelte Verschiebung des von dem Kardinal selbst angeschnittenen Problems „Christentum und Germanentum".

Einerseits wird der Inhalt der nordischen Bewegung innerhalb des deutschen Volks völlig irrig als eine Rückkehr zu längst überwundenen Lebensformen der alten Germanen dargestellt — andererseits wird das geistige und seelische Leben unserer vorchristlichen Vorväter, ihr Glaube, ihre Lebensform, ihre Art auf Grund einer einzigen, nirgendwo erschöpfenden, außerdem auch noch irrig ausgelegten Quelle stark verzeichnet.

Dazu wird dies alles in jener vollendeten und in ihrer Sprachschönheit den Hörer und Leser gewinnenden Form der großen Kanzelrede vorgebracht, in der Kardinal Faulhaber unzweifelhaft zu den Meistern auf deutschem Boden gehört.

Die Silvester-Predigt ist endlich bei dem gesteigerten Teilnehmen des deutschen Volkes an dem religiösen Problem im Volke selbst und vor allem auch in seiner Jugend vielfach besprochen worden. Aus allen diesen Gründen ist es notwendig, ihr klar zu erwidern und das wirklich vorhandene Problem mit Ehrlichkeit, Offenheit und Achtung auch vor der Meinung wie vor dem „Glauben", d. h. dem innerlichen Ergriffensein des anderen aus einer letzten Wirklichkeit, zu behandeln.

Für uns, die wir aus dem Erlebnis des Kampfes um die Wiedererweckung der nordischen Seele, aus dem Ringen gegen Judengeist und Judentum kommen, muß diese Frage geklärt werden.

Diesem Zweck soll diese Antwort dienen.

Berlin, im März 1934.

Dr. Johann von Leers.

Christentum und Germanentum

In der Silvester-Predigt vom 31. Dezember 1933 setzt Kardinal Faulhaber gleich an den Anfang des Themas „Christentum und Germanentum" eine Beziehung auf die Tagung in Eisenach, auf welcher die Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Glaubensbewegung vollzogen wurde, die für sich die Rechte einer öffentlich anerkannten Religionsgesellschaft erstrebt, und erwähnt, daß in einem Entwurf zur künftigen Kirchensteuerordnung dieser öffentlich-rechtlicher Charakter und damit die Gleichberechtigung mit den beiden christlichen Bekenntnissen bereits in Aussicht gestellt sei.

Der Predigttext sagt dann weiter: „Darum hat die heutige Predigt das Thema: Christentum und Germanentum . . ."

Darum? Warum? Warum bekümmert sich Kardinal Faulhaber um den Wunsch jener Gruppen, die heute schon in Deutschland sehr zahlreich diejenigen Menschen sammeln und ergreifen, die gottgläubig sind, aber im Christentum keine seelische Heimat finden können und deswegen zu den in der Überlieferung ihres eigenen Volkes, zu den religiösen Grundwerten ihrer Geschichte zurückkehren oder vorwärtsschreiten, wie man es immer nennen mag? An sich berührt ihn die Frage dieser Menschen doch kaum, denn im wesentlichen handelt es sich um solche, die der Kirche von Anfang an fern standen.

Die Bedeutung allerdings des nordischen Erwachens in unserem Volke zeigt unzweifelhaft die Tatsache, daß dieses Ereignis außerhalb der katholischen Gemeinschaft Veranlassung zu einer weit verbreiteten oberhirtlichen Predigt geworden ist.

Gleich am Anfang stellt nun Kardinal Faulhaber seine beiden Thesen auf:

„Die Bekehrung der Germanen zum Christentum war keine Verkehrtheit, keine Störung der artgetreuen Entwicklung."

„Die größte Verkehrtheit wäre die Rückkehr zum alten heidnischen Germanentum."

Hier nun darf man es ruhig aussprechen, daß unter den in Eisenach Versammelten, unter den Millionen Menschen, die heute in Deutsch-

land der nordischen Bewegung anhängen oder nahestehen, gewiß keine zehn beabsichtigen, Thor und Wodan wieder anzubeten, auf Bergeshöhen Schimmel zu opfern oder einfach dort anzuknüpfen, wo einmal die Christianisierung die Fäden abgerissen hat — als wäre nichts gewesen.

Es handelt sich nirgendwo um eine „Rückkehr zum alten heidnischen Germanentum“, sondern um ein Herausholen der arteigenen religiösen Werte aus Vorgeschichte und Geschichte des deutschen Volkes. Es handelt sich nirgendwo um den kindlichen Versuch, Abgestorbenes künstlich mit neuem Leben zu erfüllen, sondern überall um ein religiöses Suchen, das die Eigenwerte der eigenen Religiosität zu heben versucht.

Wenn gar Kardinal Faulhaber sagt: „Das deutsche Volk wird entweder christlich sein oder es wird nicht sein. Ein Abfall vom Christentum, ein Rückfall in das Heidentum wäre der Anfang vom Ende des deutschen Volkes“ — so ist es schwer, hierin mehr zu sehen, als eine unbeweisbare Voraussage.

Die Religionen kommen und gehen, fast alle Völker haben mehrere Religionen durchgemacht, haben innerhalb dieser verschiedenen Religionen sehr verschiedene Lebensformen entwickelt. Genau so, wie das deutsche Volk nicht an der Annahme des Christentums zerbrach, sondern sie überlebte, ist zu erwarten, daß es erst recht nicht darin zerbricht, wenn Teile, die bereits heute dem Christentum innerlich entfremdet sind, sich eine religiöse Form suchen, die ihrer Art besser entspricht. Selbst wenn die Zahl dieser Menschen sehr stark zunehmen sollte, wenn einmal große Massen des deutschen Volkes nicht mehr christlich, sondern „neugermanisch“, „nordisch“, oder wie man es nennen will, sein werden, so könnte davon eher mit größerer Wahrscheinlichkeit eine Stärkung des Volkskörpers ausgehen, weil diese Massen ja gerade das eigene Seelentum des Volkes bewußt pflegen, als etwa ein Anfang vom Ende des deutschen Volkes.

War die Bekehrung der Germanen zum Christentum eine Verkehrtheit, eine Störung der artgetreuen Entwicklung, oder war sie es nicht?

Um diese Frage, die Kardinal Faulhaber von vornherein verneint, zu beantworten, muß man in der Tat den geistigen und seelischen Zustand der alten Germanen vor der Annahme des Christentums untersuchen.

Mit Recht stellt darum auch Kardinal Faulhaber an den Anfang dieser Darstellung ein Kapitel: „Wie es bei den alten Germanen in ihrer vorchristlichen Zeit ausgesehen hat.“ Er fordert hier zuerst, daß die Wissenschaft „wahrhaft wissenschaftlich aus den Geschichtsquellen schöpfe und nicht mit Mutmaßungen sich begnüge“.

Leider schöpft er selber nicht aus den Geschichtsquellen, sondern nur aus einer Geschichtsquelle über die geistige Grundlage und das Leben der alten Germanen, nämlich aus der „Germania des Tacitus“. Nun ist aber Tacitus durchaus nicht die einzige Quelle, ja, nicht einmal die entscheidende Quelle zur Kenntnis des Germanentums.

Tacitus schrieb etwa im Jahre 98 n. Chr. Er selber ist in Germanien niemals gewesen, sondern hat seine Zusammenfassung und Darstellung des Germanentums auf Grund der ihm zugänglichen schriftlichen und mündlichen Quellen gegeben. Als solche kennen wir die Darstellung von Julius Cäsar im Bellum Gallicum, und zwar im 4. Kapitel über die Sueben.

Wir kennen ferner Darstellungen des griechischen Geographen Strabo aus Amasia im Pontus, der im Jahre 63 v. Chr. geboren ist und erst unter der Regierung des Kaisers Tiberius starb, wir haben endlich die Darstellung des römischen Geographen Pomponius Mela, eines Zeitgenossen des Tacitus, der uns ebenfalls eine Beschreibung der germanischen Länder gibt. Wie phantastisch selbst die Auffassungen dieses Geographen sind, zeigt seine Stelle über Schweden, von dem er berichtet:

„In jenem Meerbusen, den ich den Codanischen genannt habe, ragt Skandinavien hervor, eine Insel, die bis heute die Teutonen bewohnen. Sie übertrifft durch ihre Fruchtbarkeit wie durch ihre Größe andere Eilande. Die Gebiete, die dem Lande der Sarmaten gegenüberliegen, erscheinen infolge des wechselnden Herankommens und Zurückweichens des Meeres und weil der Zwischenraum bald von Wogen bedeckt wird, bald davon frei ist, bald als Insel, bald als einziges zusammenhängendes Land. Daß auf diesen Gebieten die Oeonen wohnen, die sich nur von den Eiern und von Sumpfvögeln und von Hafer nähren, und die pferdefüßigen Hippopoden und Panuatier, die riesige Ohren haben, groß genug, um den ganzen Körper, der im übrigen nackt ist, zu bedecken und so die Kleidung ersetzen, diese Kunde finde ich, abgesehen davon, daß davon die Sagen melden, sogar bei Gewährsmännern, denen ich sonst ohne Bedenken folge.“

So völlig unklar, sagenhaft und komisch ist noch die Darstellung eines römischen Geographen aus der Zeit des Tacitus über die Sitze jener bronzezeitlichen und eisenzeitlichen frühgermanischen Kultur, die der große schwedische Reichskonservator Oskar Montelius in seiner „Kulturgeschichte Schwedens“ (deutsch bei E. A. Seeman 1906) an der Hand der Grabungsfunde nachgewiesen hat. Und die wir heute durchaus kennen!

Auch Plinius (23 bis 79 n. Chr.) gibt z. T. noch sehr merkwürdige und beinahe unwahrscheinliche Schilderungen Germaniens, so, wenn er den Waldreichtum des Landes zu einer unheimlichen Schilderung des Grauens gestaltet:

„Ein anderes Wunder bilden die Wälder: sie bedecken das ganze übrige Germanien und vereinen mit der Kälte das Dunkel. Am höchsten sind sie nicht weit von den oben genannten Chauken, besonders in der Umgebung zweier Seen: die Gestade selbst werden infolge der außerordentlichen Neigung, zu keimen, von Eichen eingenommen. Diese führen, durch die Fluten unterwühlt, oder durch die Winde abgetrieben, infolge der Umklammerung von Erdmassen durch ihre Wurzeln große Inseln mit sich fort, und, so im Gleichgewicht erhalten, treiben sie aufrechtstehend dahin. Durch das Takelwerk ihrer gewaltigen Äste sind oft unsere Flotten in Schreck versetzt worden, wenn jene durch die Fluten scheinbar mit Absichten gegen den Vorderbug unserer Schiffe getrieben wurden, die in der Nacht vor Anker lagen, und dann ihre Besatzung in ihrer Ratlosigkeit eine Seeschlacht gegen Bäume führte.“

Wahres und Unrichtiges mischt sich so schon bei den uns bekannten Quellen, die Tacitus benutzt hat.

Daneben hat Tacitus von den vielen römischen Offizieren und Beamten, die von der germanischen Grenze kamen, unzweifelhaft weiteres Material für sein Buch bekommen. Scharfe Beobachter und Aufschneider, Männer, die der germanischen Sprache ganz oder z. T. kundig waren, neben solchen, die lediglich durch ihren Dolmetscher mit den Germanen verkehrten und verkehren konnten, mögen hier zusammengekommen sein. Wohl alle haben aus dem verständlichen Grunde, die Schwierigkeit ihrer Arbeit an der vielumkämpften Grenze in das rechte Licht zu setzen, die Wildheit der Germanen betont.

Endlich ist es eine allgemeine Erfahrung, daß solche Schilderer immer viel stärker das Verschiedenartige als das Gleichartige des be-

obachteten Volkes im Verhältnis zum eigenen Volk wiedergeben. Sie geben damit unwillkürlich immer ein fremdartig anmutendes Bild. Sie verallgemeinern und tragen ihre vorgefaßte Meinung mit in das Bild hinein. Selbst ein so scharfer Beobachter wie Cäsar bringt z. B. reines Jägerlatein, wenn er vom Einhorn in den germanischen Wäldern spricht und schreibt:

„Fest steht, daß es in diesem Walde viele Tiere gibt, die sonst nirgends vorkommen. Die seltsamsten und deshalb merkwürdigsten sind folgende: da ist zunächst ein großes Tier, von der Gestalt eines Hirsches. Mitten auf der Stirn, zwischen den Ohren, ragt ein Horn, größer und grader als die sonst bekannten; am oberen Ende dieses Hornes teilen sich die schaufelförmigen Verästelungen weithin auseinander. Die männlichen und die weiblichen Tiere haben gleiches Aussehen: das Geweih ist bei ihnen von gleicher Form und Größe."

Oder gar:

„Sodann finden sich dort die sogenannten Elche. In ihrer Gestalt und ihren gefleckten Fellen gleichen sie stark dem Reh, doch sind sie größer und ohne Geweih. Die Beine haben keine Verdickung an den Gelenken; es kann das Tier daher weder zur Ruhe sich hinlegen noch sich erheben, wenn es zufällig gestürzt ist. So dienen ihnen die Bäume als Ruhestätten: an sie lehnen sie sich an, um zu ruhen. Wenn nun der Jäger aus den Fußspuren merkt, wo das Tier gewöhnlich zu ruhen pflegt, unterwühlen sie die Bäume ringsum an den Wurzeln oder schneiden den Stamm soweit aus, daß es so aussieht, als ob er feststände. Lehnt sich das Tier wie gewöhnlich an, so reißt es durch das Gewicht seines Körpers den locker stehenden Baum um und stürzt mit ihm zu Boden."

Welcher alte Förster mag dem römischen Feldherrn dieses Jägerlatein aufgebunden haben!

Schon die Quellen, die Tacitus benutzt hat, sind so nicht ein ungetrübtes Bild der Wirklichkeit, sondern gerade bei den abergläubischen Römern der unteren Schicht, bei dem Kulturhochmut der gebildeten Römer, die in den Germanen einfach Barbaren sahen, vielfach verzerrt.

Aus allem diesem hat Tacitus sein Buch über die Germanen geschrieben. Es ist so, als ob heute jemand ein Buch über China schreiben wollte und nur die erste Entdeckungsliteratur über das Land und die zufälligen Berichte von Reisenden, Beamten und Missionaren heran-

ziehen wollte, dazu noch ein Mann, dessen Gewährsmänner fest davon überzeugt sind, daß John Chinaman ein halbbarbarischer Bursche ist, bei dem im Vergleich zum kultivierten Europa von einer wirklichen geistigen Kultur keine Rede sein kann.

Mit Recht schreibt darum Endres in seiner Einführung zu Tacitus:

„Trotz alledem aber dürfen wir nie vergessen, daß Tacitus ein Römer seiner Zeit war, ein gebildeter, empfindlicher, trotz aller Gegnerschaft gegenüber den Lastern, die Rom erfüllten, doch ein von der römischen Kultur eingenommener Mann. Er ist in seiner Schilderung Germaniens doch manchmal auch mit einem modernen Europäer zu vergleichen, der da etwa über die Eingeborenen der Südsee schreibt, und ist ebenso befangen in der irrtümlichen Idee von der Primitivität des Seelischen bei Naturvölkern, wie unsere modernen Forscher es leider Gottes auch zumeist sind. Und das Ergebnis ist das gleiche, dort wie hier. Die einfachen Feststellungen über das Alltägliche sind gut, brauchbar und wertvoll. Wo aber solche Menschen mit der Religion ihrer Forschungsobjekte zu tun haben, versagen sie zumeist. Auch Tacitus hat von der eigentlichen Religion der Germanen sehr wenig erfahren, und das wenige hat er noch römisch umgedeutet." (Endres, „Das Erbe unserer Ahnen", Seite 146.)

Dieselbe Auffassung vertritt die ausgezeichnete Ausgabe von Tacitus' „Germania" in der Bearbeitung von Dr. Hans Philipp (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1926).

Alle diese Dinge und noch einige mehr zeigen, mit welch notwendigen Voraussetzungen der Quellenkritik Tacitus' „Germania" gelesen werden muß. Mißverständnisse, Aufschneidereien, Falschdeutungen, vorgefaßte Meinung, dazu die unverkennbare Tendenz des altrömisch gesinnten Tacitus aus dem vornehmen Hause der Cornelier, dem verfallenen Rom das Germanentum als besonders urkräftig darzustellen, treffen zusammen mit einer Sammlung durchaus richtiger und wertvoller Erkenntnisse der Germanen im ersten Jahrhundert n. Chr.

Ist deswegen Tacitus etwa für uns wertlos!? Durchaus nicht; nur muß es zu grotesken Mißverständnissen führen, wenn man das Bild der Germanen vor der Christianisierung allein nach dem Bilde zeichnen will, wie es Tacitus gibt. Wir haben heute andere und bessere Quellen für die Erkenntnisse der germanischen Gesittung in den Jahrhunderten vor der Berührung mit den Römern, bei der Berührung mit den Römern und vor und während der Annahme des Christen-

tums durch die Germanen. Es sind dies die Ergebnisse der Ausgrabungswissenschaft. Die Bodenfunde haben uns gezeigt, welche Gebrauchsgegenstände, Wohnsitten, Lebensformen bei unseren Vorfahren gebräuchlich waren. Sie haben überhaupt erst ermöglicht, ein Bild der äußeren materiellen Kultur der Germanen und zum großen Teil auch des geistigen Inhalts ihrer Kultur zu geben.

Wenn also Kardinal Faulhaber bei dem Bilde der vorchristlichen Germanen von vornherein sich lediglich an die Germania des Tacitus hält, ja ausdrücklich sagt: „Wir halten uns an diese Geschichtsquelle“, so widerspricht er seiner selbstaufgestellten Forderung, daß man wahrhaft wissenschaftlich aus den Geschichtsquellen schöpfen und sich nicht mit Mutmaßungen begnügen dürfe.

Er selber ignoriert, bei seiner hohen Bildung ganz unverständlich, die wichtigsten und lebensreichsten Quellen über die vorchristlichen Germanen, von denen er ein Bild entwerfen will, indem er sämtliche Ergebnisse der Ausgrabungswissenschaft beiseite läßt, d. h. dasjenige, was wir von den Germanen selber wissen, und sich lediglich auf eine, wenn auch hochbedeutsame Quelle aus zweiter, ja, da Tacitus nicht aus eigener Anschauung spricht, eigentlich sogar aus dritter Hand stützt.

Niemand verlangt, daß ein Kardinal aus einer Predigt eine Vorlesung über germanische Vorgeschichte macht. Das ist nicht seines Amtes und kann von ihm billig nicht gefordert werden. Aber wohl ist es einer Irreführung nahekommend, wenn er die gesamten Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Untersuchung, das riesige Material, das außerhalb des Tacitus vorhanden ist, einfach behandelt, als wäre es überhaupt nicht da, ein Geschichtsbild entwirft, das den gesicherten wissenschaftlichen Ergebnissen Hohn spricht. Auf diese Weise kann man den Dingen nicht nahekommen.

Wie Kardinal Faulhaber die alten Germanen sieht

Lediglich auf seinen Tacitus gestützt, entwirft nun Kardinal Faulhaber ein Bild der germanischen Lebensform und stellt „Tatsachen fest". Er schreibt:

„Tatsache ist, daß die Germanen rechts und links vom Rhein, südlich und nördlich von der Donau eine Vielheit von Göttern verehrten, den Merkur (Germania, Kapitel 9) und Herkules, Donar und Wotan, Tuisko und Thor, Kastor und Pollux (Kap. 43). Dazu auch weibliche Gottheiten, die Mutter Erde und Freia. Ein Teil dieser Gottheiten war aus dem Pantheon der Römer übernommen, also nicht auf germanischem Boden gewachsen."

Wörtlich heißt diese Stelle bei Tacitus (Übersetzung bei Philipp, a. a. O., Seite 95): „Von den Göttern genießt Merkur die höchste Verehrung: ihm an bestimmten Tagen sogar Menschenopfer darzubringen, halten sie für Recht. Den Mars und Herkules stimmen sie durch Schlachtung der für sie bestimmten Opfertiere günstig. Ein Teil der Sueben opfert auch der Isis. Grund und Ursprung dieses fremden Kults konnte ich nicht recht ermitteln, nur weist das Sinnbild, das die Form eines Bootes hat, auf Einführung des Kultes über das Meer her hin.

Im übrigen verträgt es sich nach germanischer Anschauung nicht mit ihrer Vorstellung von der Hoheit der Himmlischen, die Götter in vier Wände einzuschließen, oder sie irgendwie in Menschengestalt darzustellen: Wälder und Haine sind ihnen geweiht, und göttliche Namen geben sie jenem geheimnisvollen Wesen, das sie nur in frommer Andacht schauen."

Hier benutzt Kardinal Faulhaber sogar seine Quelle, den Tacitus, völlig verkehrt. Von „Donar" und „Wotan" steht hier überhaupt nichts, beide kommen auch im ganzen Tacitus gar nicht vor. „Thor" (lediglich die nordgermanische Form für Donar) kommt erst recht nicht vor. Lediglich Tuisko wird erwähnt bei der Schilderung der Stammessage (Tacitus, Kap. 2): „Sie singen in alten Liedern — das ist unter diesem Volke das einzige Hilfsmittel einer geschichtlichen Erinnerung

— von einem erdgeborenen Gotte Tuisko. Ihm weisen sie einen Sohn Mannus zu als den Urahnen und Gründer ihres Geschlechtes . . ."

Die römischen Götternamen Merkur, Herkules, Kastor und Pollux sind nichts anderes als Übersetzungen der entsprechenden germanischen Namen, nicht aber „aus dem römischen Pantheon übernommen". Hinsichtlich des „Merkur" konnte dies mit Leichtigkeit erkannt werden aus der Darstellung des Paulus Diakonus über den Ursprung des Namens der Langobarden, der ausdrücklich sagt: „Wodan, den die Germanen unter Voransetzung eines Buchstabens auch Gwodan nennen, ist derselbe Gott, der bei den Römern Merkur heißt." Ebenso ist Mars der germanische Gott Ziu oder Thyr, der Kriegsgott. Unter Herkules wird man Thor oder Donar zu verstehen haben, wenn nicht die Siegfried- oder Sigurd-Gestalt durch ihn bezeichnet werden soll.

Es ist also gar keine Rede davon, daß ein Teil dieser Gottheiten aus dem Pantheon der Römer übernommen und gar nicht auf germanischem Boden gewachsen sei, vielmehr hat Tacitus die germanischen Götternamen z. T. entweder gar nicht gekannt, oder aber sie den Römern durch Gleichsetzung mit römischen Götternamen verdeutlichen wollen. Es handelt sich hier also nicht um eine Mischreligion aus germanischen und römischen Bestandteilen (auch eine solche hat es in späterer Zeit in den Grenzgebieten, vor allem seit dem Eindringen des Mithraskultes mit römischen Legionären gegeben, wie die Ausgrabungen in Trier zeigen), sondern um eine rein germanische Religion.

Das Wichtigste und Entscheidende bei Tacitus aber verschweigt die Darstellung Kardinal Faulhabers überhaupt, nämlich die Bemerkung:

„Und göttliche Namen geben sie jenem geheimnisvollen Wesen, das sie nur in frommer Andacht schauen."

Hier wird deutlich sichtbar, daß hinter dem Götterhimmel durchaus die Empfindung einer der Vielheit der Götter übergeordneten göttlichen Macht bei den Germanen bestanden haben muß, daß ein Eingott-Glaube, ein Glaube an die Einheit des göttlichen Wesens, die sich in den verschiedenen Göttergestalten zeigt, in den Germanen lebendig gewesen ist, ein geheimnisvolles göttliches Wesen, von dem die vielen Götter nur einzelne Seiten oder Funktionen gewesen sind. Das aber ist geradezu entscheidend für die Erkenntnis der vorchrist-

lichen germanischen und darüber hinaus indogermanischen Religiosität und wird im einzelnen darzustellen sein.

Warum wird gerade dieser Satz in der Darstellung Kardinal Faulhabers unter den Tisch fallen gelassen?

Wenn Kardinal Faulhaber dann aus seiner Darstellung die Schlußfolgerung zieht, die germanischen Götter seien nach dem Ebenbild der Menschen geschaffen, Idealgestalten dessen, was man sich unter einem germanischen Helden oder einer germanischen Hausfrau vorstellte, so wird diese Darstellung selbst an der Hand der Quelle Tacitus und des weggelassenen so hochwichtigen Satzes irrig, zum mindesten unscharf. Damit wird auch die Gegenüberstellung, „Nach christlicher Lehre ist der Mensch nach dem Ebenbild Gottes erschaffen, nicht Gott nach dem Ebenbild des Menschen", innerlich gegenstandslos, denn unzweifelhaft ist eben dieses „Geheimnisvolle Wesen, das sie nur in frommer Andacht schauen", gerade nicht nur nach dem Ebenbild des Menschen geschaffen, sondern mehr.

„Tatsache ist, daß die alten Germanen vereinzelt ihren Göttern Menschenopfern darbrachten . . ." Diese Tatsache kann nicht bestritten werden, ist auch außerhalb des Tacitus vielfach belegt. Die tiefere Bedeutung dieser „Menschenopfer" als kultische Hinrichtungen wird darzulegen sein.

„Tatsache ist, daß die alten Germanen in ihren Wäldern und Sümpfen einem wilden Aberglauben ergeben waren . . ."

Aus dem Vorkommen von Aberglauben kann auf die Höhenlage einer Religion überhaupt nicht geschlossen werden. Niemand, der das Christentum gerecht einzuschätzen sich bemüht, wird aus dem Vorkommen von Aberglauben allein die Höhenlage dieser Religion abschätzen wollen. Der Hexenhammer, der wirre Aberglaube des Mittelalters, ist gewiß nicht für die Bedeutung der christlichen Religion in irgendeiner Weise verantwortlich zu machen. Im übrigen — welcher Aberglaube ist schlimmer? Ist es schlimmer, wenn die Germanen durch Losorakel und dergleichen die Zukunft zu erforschen sich bemühten, oder wenn die Kirche des Mittelalters amtlich die verschiedenen Formen von Hexerei verfolgte, eine Lehre vom „Incubus" und „Succubus" entwickelte, die Hölle als einen unterirdischen Ort mit wohlgeheizten Kesseln zum Schmoren und Braten der armen Sünder schilderte (wohl zum Teil noch schildert), wenn der Teufel leibhaftig mit Bockshörnern im Schwefelgestank daherfahrend geschildert wird. Der-

artig verrückte und gemeinschädliche Dinge haben die alten Germanen auch in ihrem tollsten Aberglauben nirgends geglaubt. Im Gegenteil, ihre Nachfahren haben bis heute gegen diesen Widersinn protestiert. War es kein Aberglaube, wenn man Galilei zwang, seine richtigen astronomischen Erkenntnisse zu widerrufen, nur weil in der Bibel geschrieben stehe: „Sonne stehe still zu Gideon und Mond im Tale Ajalon“? Nach dem Vorkommen von abergläubischen Gebräuchen, die in der Tiefenlage jeder Religion vorkommen, auch in den heute christlichen Volksteilen, kann niemals der eigentliche religiöse Inhalt erschlossen werden.

„Tatsache ist, daß die germanischen Völker in unbändiger Kriegslust gegen die Römer kämpften, die damals die Stämme südlich von der Donau und westlich vom Rhein bereits in das römische Weltreich eingegliedert hatten.“

Das kann mit gutem Recht den Germanen wirklich nicht vorgeworfen werden, daß sie sich der Eingliederung in das römische Weltreich, damit der Zerstörung ihrer Zukunft, die sie in sich fühlten, mit Tapferkeit widersetzt haben. Es ist ihnen hoch anzurechnen, daß sie gegenüber der überlegenen Kriegskunst und den stärkeren Machtmitteln des römischen Reiches sich entschlossen gewehrt haben. Hätten sie es nicht getan, so wären sie lediglich im Brei des Römerreiches versunken, wie ihre ursprünglich nordischen Rasseverwandten, die Kelten mit der größten Anzahl ihrer Stämme. Die Heldentaten eines Arminius, die Tapferkeit der germanischen Grenzstämme gegen das alles lebendige Volkstum in sich auflösende und zermahlende römische Reich hat es ermöglicht — daß wir heute noch Deutsche sind!

Ohne diese bekannten und unbekannten Helden unseres Volkstums wären wir sowohl unserer Sprache wie unserer Eigenart beraubt worden, auch hätte der christlichen Kirche selbst jene ungeheure Blutauffrischung, die ihr das ungebrochene Germanentum nach seiner freiwilligen oder erzwungenen Christianisierung gab, gefehlt. Diese Kriegslust der Germanen, besser gesagt ihre Wehrhaftigkeit, ist ihr Schirm und Schutz gegen Überfremdung und Zerstörung durch die römische Macht gewesen, die sonst die germanische Völkergruppe in der Wurzel geknickt hätte.

„Unter sich lagen die germanischen Völker in fast ewigen Bruderkriegen. Nur von dem „edelsten Volk der Germanen“, den Chaukern,

weiß Tacitus zu berichten, daß sie durch Gerechtigkeit statt durch Kriege sich behaupteten." Diese Bruderkämpfe innerhalb der deutschen Völker haben unzweifelhaft vielfach bestanden. Man sollte sie nicht überschätzen, und mit Recht hat vor einiger Zeit K. Pastenaci („Das viertausendjährige Reich der Deutschen") darauf hingewiesen, daß gegenüber den Römern die Germanen doch sehr einheitlich gehandelt haben. Die großen Stammesbünde haben vielfach eine durchaus brauchbare Zusammenarbeit untereinander gefunden. Tacitus selbst erwähnt nur zwei Zusammenstöße germanischer Stämme, einmal der Hermunduren und der Chatten im Sommer des Jahres 58 n. Chr., dann einen Zusammenstoß der Ampsivarier und der Chauken im Emsgebiet. Dazu haben wir den Konflikt zwischen Arminius und Marbod, dem Führer der Markomannen. Endlich noch eine Angabe bei Cassius Dio, daß im Jahre 11 v. Chr. die Sigambrer und die Chatten miteinander gekämpft hätten. Im folgenden Jahre aber sind sie bereits gegen die Römer verbündet. Auch hier finden wir also nicht mehr Zusammenstöße der verschiedenen germanischen Völkergruppen, als auch in späteren Jahrhunderten und lange nach der Annahme des Christentums innerhalb der germanischen Völker, auch innerhalb der Stämme, die das Deutsche Reich bildeten, beklagenswerterweise vorgekommen sind. Diese Kämpfe hatten nichts mit dem Glauben der Germanen zu tun, sondern stammten lediglich aus politischen Gegensätzen.

Glaubenskriege dagegen hat weder das alte Germanentum noch irgendeines der indogermanischen Völker gekannt. Sie erscheinen erst mit dem Eindringen des Christentums. So wenig ein Germane vorstellbar ist, der versucht hätte, einen Römer oder einen Slawen zu seiner Religion zu bekehren, so wenig haben sie untereinander wegen religiöser Verschiedenheit Krieg geführt. Die Überzeugung, daß das letzte und tiefste allen religiösen Wesens doch nicht erzwungen werden kann, daß man andere nicht durch Gewalt bekehren kann, zugleich die Überzeugung, daß es wahrscheinlich einen allein richtigen Weg auf dem Gebiet des Glaubens nicht gibt, ist als gemeinsames Erbe aller indogermanischen Völker quellenmäßig zu belegen.

Der blutige Kampf um den „wahren Glauben" stammt aus dem Orient. Er ist aller indogermanischen Religiosität ganz fremd.

„Wie bei allen Naturvölkern, auch beim altbiblischen Volk, war bei den Germanen die Blutrache sittliche Pflicht . . ."

Auch dies ist in vieler Hinsicht falsch dargestellt; die germanische Blutrache konnte durch Wergeld abgefunden werden. Sie ist auch auf diese Weise immer wieder abgefunden worden. Die isländischen Sagas, die uns das lebendigste Bild germanischen Bauerntums zeigen, beweisen, wie unendlich oft tatsächlich die Blutrache abgefunden ist. Sie ist auch nicht durch das Christentum überwunden worden, sondern durch die Stärkung der staatlichen Rechtspflege, die an Stelle der Selbsthilfe die staatliche Strafe setzte.

„Tatsache ist, daß die Sklaverei bei den Germanen zu Hause war. Das Los der Sklaven war im allgemeinen erträglicher als bei den Römern, die Tötung eines Sklaven aber war auch bei den Germanen straffrei."

Die wirkliche Stelle im Tacitus lautet:

„Sonst verwenden sie die Sklaven nicht wie wir Römer, die wir die einzelnen Aufgaben auf das Gesinde genau verteilen, sondern jeder Sklave ist selbständig im eigenen Haus und Hof. Nur verpflichtet ihn sein Herr wie einen Pächter zur Lieferung eines bestimmten Maßes an Korn, Vieh oder Stoff, und nur soweit geht die Gehorsamkeitspflicht der Sklaven. Alle übrigen Dienstleistungen im Hause erledigen Frau und Kinder. Daß man einen Sklaven prügelt und mit Einsperren und Zwangsarbeit bestraft, kommt selten vor. Statt dessen ist es nicht ungewöhnlich, den Sklaven zu töten, nicht, weil die Zucht besonders hart wäre, sondern in der Aufwallung des Zornes wie einen persönlichen Feind, nur ungestraft."

Auf der anderen Seite muß man gegenüber dieser Darstellung feststellen, daß es sich bei diesen „Sklaven" auf eigenem Hof ja gar nicht um Sklaverei, sondern um Abhängigkeit, Hörigkeit gehandelt hat. Daneben finden wir den von Tacitus nicht erwähnten Stand der Knechte (altnordisch Thrael). Gewalttat und Bedrückung gegen diese wird von den alten Rechtsquellen überall verurteilt. Gegenüber einem Fremden oblag ihrem Herrn, dem Hofbauern, der Schutz. „Der ‚Unfreie', der im Kampf gegen den Feind mitzieht und dabei feindliche Personen tötet, kann sich damit seine Freiheit verdienen, wie der, der von dem Nahen eines feindlichen Heeres Kunde bringt." (Claudius Freih. von Schwerin: „Der Geist des altgermanischen Rechtes.") Im wesentlichen hat es sich bei diesen Unfreien um andersartige und andersrassige Leute gehandelt, die sehr wenig zahlreich gewesen sind.

Die Edda gibt im Lehrgedicht vom Rig eine lebendige Schilderung dieser Menschen:

„Einen Buben gebar sie, braun von Schmutz;
sie netzten ihn und nannten ihn Knecht.

Runzlig waren und rauh die Hände,
schwarz die Nägel, nicht schön das Antlitz,
knotig die Knöchel, krumm der Rücken,
dick die Finger, die Fersen lang.

Zu wachsen begann er und wohl zu gedeihn;
bald hub er an Arbeit zu tun,
Bast zu binden, Bürden zu häufen,
Reisig schleppte er den geschlagnen Tag.

Da trat durchs Tor die Tippelmaid,
schmutzig die Sohlen, schwarzbraun die Arme,
platt die Nase; man nannte sie Magd.

Sie saß nunmehr inmitten der Bank;
zur Seite saß der Sohn des Hauses;
sie schwatzten und raunten den geschlagnen Tag,
Knecht und Magd, und machten das Bett.

Sie hausten behaglich und hatten Kinder;
die Knaben hießen: Kuhbursch, Poltrer,
Klobig, Krummer, Kebser, Faulpelz,
Klotz, Knickebein, Querkopf, Wolfsbalg,
Brummer, Dickwanst; sie bauten Zäune,
düngten das Feld, fütterten die Schweine,
hüteten Geißen, gruben Torf.

Die Töchter hießen: Trampel, Dicke,
Kranichstelze, Küchennase, Fetzenschürze,
Feistenwade, Hausmagd,
Hastig und Holzstange.
Von ihnen stammt der Stand der Knechte."

Man wird verstehen, daß dieser Menschenschlag wenig zahlreich und in seiner Art auch sicher nicht irgendwie dem eigentlichen Germanentum angehörig war. Die Kirche hat dann früh die Gleichstel-

lung dieser untersten Schicht erzwungen, ja, sich, wie in Norwegen, auf sie gegen den eigentlichen nordischen Hofbauern gestützt. Ob das immer zum Vorteil der schöpferischen Rasse gewesen ist, mag dahingestellt bleiben. Grausamkeit jedenfalls hat den Germanen, wie Andreas Heusler („Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit") bezeugt, ganz ferngelegen: „Im altnordischen Leben ist Grausamkeit — im hier bezeichneten Sinne — selten. Man hat nicht einmal ein eigenes Wort dafür, denn ‚grimm' meint auch (und von Haus aus) ‚erbittert, haßvoll', dann ‚schmerzlich, schrecklich'. Mit der Bekehrung des Nordens kommt eine fremde Welle von Grausamkeit ins Land; bei den Foltermethoden des Bekehrerkönigs Olaf sagt man sich: das mußten die Nordländer erst vom Orient lernen. Auch sonst ist das christliche Mittelalter, bis 1700 gerechnet, eine ausgesprochen grausame Zeit, eingenommen für Schindanger und ‚verfeinerte' Peinigung aller Art. Die Ursachen gehen uns hier nichts an. Wir werden uns wohl hüten, die schwelgerisch ausgestatteten Folterkammern des mittelalterlichen Strafwesens in das vorchristliche Germanentum hinaufzurücken. Hängen, Versenken, Steinigungen, das sind gut beglaubigte Verfahren, die der alte Germane handhabte zu unritterlicher, ehrloser Hinrichtung, außerhalb von Fehde und Krieg. Es sind Todesarten, die nichts Ausgeklügeltes haben, und die beim Urheber am wenigsten sadistische Lust erwecken.

Wie er unter diesen heimischen Bedingungen die Waffe führt, zeigen uns am besten die Fehden der Sagazeit. Die kennen weder Plünderung noch Zerstörung. Sie zeugen von Härte und Leidenschaft, nicht von Grausamkeit: sie schonen Frauen und Kinder, auch die nicht kämpfenden Sklaven; an den besiegten Männern üben sie kein Henkersgericht; man tötet im Kampf mit ehrlicher Waffe. Dies die Regel; Ausnahmen sind spärlich."

Auch wird man bei der Stellung der Unfreien zu berücksichtigen haben, daß sie sicher hoch über dem schrecklichen Schicksal der Leibeigenschaft und Aussaugung der beinahe gesamten Bauernschaft im 15. bis 18. Jahrhundert in Deutschland, auch in geistlichen Landen, stand. Der Kardinal sagt:

„Tatsache ist die sprichwörtliche Faulheit der Germanen. Die Feldarbeit überließen die Männer den Sklaven und Frauen. In Friedenszeiten waren sie entweder auf der Jagd oder sie lagen auf der Bärenhaut zum Schlafen, Essen und Trinken. Mit Verachtung kommt

Tacitus, der Römer, wiederholt auf das ‚Schlafen bis in den Tag hinein' und auf die gewohnte Trägheit der Germanen zu sprechen!"

Selten wohl ist eine klimabedingte Lebensform eines Volkes gröblicher mißverstanden und, beinahe darf man sagen, gehässiger mißdeutet worden als hier der Arbeitstag der Germanen. Daß der germanische Bauer durchschnittlich sicher später sein Tagewerk begonnen hat als der Römer, ist aus dem Klima zu verstehen. Der Römer begann seinen Tag sehr früh, teilweise vor Sonnenaufgang, wie Cicero (17. Brief an Atticus) schildert; daß Cicero viele seiner Briefe „ante lucem" geschrieben hat, d. h. vor dem Hellwerden, bezeugt er selbst. Das ergibt sich ohne Schwierigkeit aus der Notwendigkeit, die kühleren Morgenstunden, die in Italien fast nebelfrei sind, auszunutzen, während in der Mittagshitze dann eine Ruhezeit eintritt.

Der germanische Bauer konnte im damals noch waldreicheren Deutschland seine Arbeit auf dem Felde oder auch den Austrieb des Viehes kaum früher beginnen, ehe nicht jedenfalls der dickste Morgennebel gewichen war, so wie der schwedische Bauer auch heute noch wirtschaftet. Daß römische Besucher, die den germanischen Hofbauern aufsuchten, ihn bei der sprichwörtlichen Gastfreiheit dieses Volkes wenig bei der Arbeit fanden, daß er vielmehr bei seinem Gaste blieb und mit diesem speiste und trank, um ihn zu unterhalten, ist gar nicht sonderbar und hat mit Faulheit nichts zu tun. Eine solche Gastfreiheit, bei der sogar die eigene Arbeit hintangesetzt wird, ist uns nicht nur von den alten Germanen, sondern auch von den rasseverwandten alten Slawen als liebenswürdiger Zug bezeugt. Daß es sich hierbei um keine schmutzige Faulheit gehandelt hat, zeigt Tacitus selbst (Kapitel 22). „Gleich nach dem Schlafe — die Germanen dehnen ihn meist bis in den Tag hinein aus — pflegen sie ein Bad zu nehmen, häufiger ein warmes als ein kaltes, da ja bei ihnen fast das ganze Jahr Winter ist." Auch das sieht nicht gerade wie rohe Kulturlosigkeit aus! Daß ein langsames, besinnliches Bauernvolk, wie die Germanen es gewesen sind, und wie es der nordische Bauer der germanischen Länder auch heute noch ist, dem leichter beweglichen Römer schwerfällig und träge vorgekommen sein mag, beweist noch gar nichts gegen die Arbeitsleistung dieses Bauern. Unzweifelhaft richtig ist, daß in einer Zeit, wo Korn noch nicht für den Markt angebaut wird, sondern lediglich für den Bedarf der eigenen Familie, die Pflugarbeit nicht so viel Zeit in Anspruch nimmt wie etwa in einem Lande, das bereits

für den Markt produziert. Der germanische Hofbauer auch der späteren Zeit hat also, ehe ihn Königszins und Kirchenzehnter zwangen, über den Bedarf seines Hauses hinaus zu ackern, unzweifelhaft sehr viel weniger Pflugarbeit geleistet. Sehr richtig sagt hier Walter Darré („Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“, S. 127 ff.): „Sowie auf einem Gut oder Hof nur familienwirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend sind, ist es sinnlos, mehr Land unter den Pflug zu nehmen, als unbedingt notwendig wird; das übrige Land legt man als Viehweide an oder als Wald usw. und zieht dann daraus ohne Anwendung besonderer Arbeitskraft seinen persönlichen Nutzen.“ Diese Verhältnisse haben sich in Skandinavien noch bis vor kurzem erhalten, und aus der Rechtsüberlieferung der Germanen wissen wir ja, daß nur so viel Pflugland vorhanden war bzw. ausgeteilt wurde, wie zum Unterhalt der Familie notwendig gewesen ist.

Bei einem solchen Ackerbau, der außerdem noch gering ist, beschränkt sich die ganze Pflugarbeit auf einen verhältnismäßig zusammengedrängten Zeitabschnitt. Außer der Frühjahrs- und Herbstfurche ist eigentlich nichts zum Pflügen da, und diese Arbeiten sind im Frühjahr und Herbst in wenigen Tagen erledigt. So erlebte es Verfasser persönlich in Finnland, daß ein größerer finnischer Bauer — bei dem Verfasser zu Besuch weilte und dessen Pferdezucht er kennenlernen wollte — seine Pferde erst auf der Waldweide suchen und fangen mußte, um sie für die Spazierfahrt vor die Kutsche zu spannen. Auf Befragen erklärte man dem Verfasser, daß es üblich sei, auch die Ackerpferde während des Sommers im Walde zu lassen, denn man brauche sie im Frühjahr ja doch nur „etwa 2—4 Tage“, um die Pflugarbeit zu schaffen, und dann erst wieder im Spätsommer, wenn die Ernte eingeholt werde. Ganz ähnlich wird auch heute noch in entlegenen Gegenden Skandinaviens gewirtschaftet.

Eine derartige Pflügerei ist von einem oder zwei Knechten mit Leichtigkeit zu schaffen. Der Bauer und Besitzer des Landes hat es gar nicht nötig, den Pflug selber zu führen und tut es auch meistens nicht. Auf diesen Umstand macht auch z. B. der Geschichtsforscher v. Below ausdrücklich aufmerksam: „Wenn Tacitus die freien Germanen als Leute zu schildern scheint, die, wenn sie nicht mit Jagd oder Krieg zu tun hatten, auf der Bärenhaut lagen und sich von ackerbauenden Unfreien ernähren ließen, so ist doch die pointierte Art seiner Darstellung zu berücksichtigen, die den Zustand, daß der

Ackerbau noch ganz extensiv betrieben wurde, sehr wenig Arbeit verlangte, daß der Bauer (was ja auch noch lange so blieb) nur ein paar kurze Zeiten im Jahr mit ihm sich ernster zu beschäftigen hatte, in scharfen Gegensatz zu dem geschäftigen Treiben Roms brachte.

Eine solche — noch heute zu beobachtende — altnordische Wirtschaftsweise dürfen wir mit aller Gewißheit voraussetzen. Das dürfen wir schon deshalb tun, weil der germanische Bauer, also das Familienoberhaupt, immer genügend Arbeitskräfte zur Verfügung gehabt hat, seien es die Knechte, seien es hörige Hintersassen oder seine Sippenmitglieder bzw. seine Söhne. Ja, es läge geradezu ein Widerspruch darin, wenn man bei der bedeutenden Stellung, die der germanische Hausvater, d. h. eben der Bauer, im öffentlichen Leben spielte — ging doch alle öffentliche Rechtsfähigkeit nur vom Familienoberhaupt aus —, annehmen würde, daß er eine nicht unbedingt notwendige Arbeit selber getan hätte. Aber beweist das etwa, daß der germanische Bauer, der es nicht nötig hatte, selbst seinen Pflug zu führen, deswegen das Pflügen verachtete oder es überhaupt nicht verstand?"

Wenn so auch die Pflugarbeit zurücktritt, so hatte auf der anderen Seite der germanische Bauer noch Aufgaben zu erfüllen, die dem heutigen Bauern nicht mehr obliegen. Noch hat sich der Handwerkerberuf nicht vom Bauernhof gelöst. Höchstens der Schmied ist bereits überwiegend selbständiger Handwerker. So muß der Bauer selber die handwerklichen Tätigkeiten des Zimmermanns, Bootsbauers, Stellmachers, Wagenbauers, Maurers erfüllen. Sehr gut und überzeugend schildert wieder das Lehrgedicht von Rig den germanischen Freibauern und seine Tätigkeit:

„Ein Kind gebar Anna, schlug's ein ins Tuch;
sie netzten ihn und nannten ihn Karl,
den frischen, roten; er regte die Augen.

Zu wachsen begann er und wohl zu gedeihn;
er schmiedete Schare, Scheunen baute er,
zähmte Ochsen, zimmerte Häuser,
schuf Lastwagen, lenkte den Pflug.

Sie holten heim die Herrin der Schlüssel
im Geißenpelz und gaben sie Karl.
Schnur hieß sie, den Schleier trug sie;

sie wohnten als Gatten, gaben Ringe,
breiteten Leinwand, bauten das Land.

Sie hausten behaglich und hatten Kinder;
die hießen: Hölder, Hausmann und Schmied,
Bauer, Pflüger, Bonde, Steilbart,
Breit, Garbenbart, Bursch, Degen, Mann.

Mit anderem Namen aber hießen:
Maid, Braut, Muntre, Mädchen, Stolze,
Frau, Weib, Tochter, Tüchtige, Sittsam.
Von diesen stammt der Stand der Freien."

Es ist also nichts mit jener sooft nachgeredeten Behauptung, die Germanen seien faul und träge gewesen, hätten erst, wie Kardinal Faulhaber unter Anrufung eines unbekannten Erklärers zu Tacitus sagt, „das lange Schlafen, ein Stück urdeutscher Faulheit, unter dem Einfluß des Christentums und seiner Frühgottesdienste verloren". Diese Faulheit hat in der Tat niemals bestanden. Sie ist eine Mißdeutung des römischen Berichterstatters.

Von all den bösen Charaktereigenschaften der vorchristlichen Germanen, die Kardinal Faulhaber aufzählt, verschwinden so bei sachlicher Heranziehung der Quellen die meisten ganz, oder aber es erscheinen die herangezogenen Sitten in einem ganz anderen und besseren Lichte.

Nur darin wird dem Kardinal weitgehend beizupflichten sein, wenn er sagt: „Tatsachen sind auch die Trunksucht der alten Germanen, ihre Zechgelage . . ."

Das Wort Trunksucht übertreibt sicher, denn ein Volk von schweren Alkoholikern, was man gemeinhin unter „trunksüchtig" versteht, hätte kaum die vielfach bezeugte derbe Gesundheit und Kraft der Germanen gehabt. Daß aber, vor allem bei Festen und Zusammenkünften, die Germanen viel und reichlich getrunken haben, ja, daß sie durch Trunkenheit sogar im Kriege gelegentlich in Nachteile kamen, daß Streit, Zwist, Totschlag und Fehde aus den Trinkgelagen entstand, ist uns auch außer Tacitus vielfältig und sicher bezeugt. Dies bestreiten zu wollen, wäre widersinnig, wie überhaupt unsere Vorfahren keine Engel gewesen sind, wohl aber Menschen, wie wir noch heute mit menschlichen Fehlern und Vorzügen ihrer Rasse und

angeborenen Art. Die Trinksitten der alten Germanen, die sich zum Schaden unserer Rasse und Art bis in unsere Zeit erhalten haben, verdienen sicher weder Beschönigung noch Entschuldigung. Nur sind sie durch die Bekehrung zum Christentum kaum geändert worden. Es ist auch zweifelhaft, ob zu ihrer Abänderung der gute Klosterwein, der Karthäuser-Schnaps und die anerkannt vollendete Bierbrauerei so mancher Klöster dafür das richtige Mittel gewesen sein sollten.

Sicher darf mit Dankbarkeit anerkannt werden, was gegen dieses Laster auch in wirklich ernster Arbeit von kirchlicher Seite aus getan worden ist. Aber ob diese kirchliche Arbeit gegen den Alkoholismus in unserem Volke erfolgreicher gewesen ist als das Beispiel, das durch die Jugendbewegung, durch das Vorbild Adolf Hitlers und durch ernsthaften Einsatz von Rassebiologen gegeben worden ist, sei dahingestellt.

Fassen wir so die von Kardinal Faulhaber gegebenen Charakteristiken der schlechten Charaktereigenschaften der Germanen zusammen, so erscheint ihr religiöses Leben weder geborgt noch als plumpe Vielgötterei, abergläubische Gebräuche nicht häufiger als bei anderen Völkern, ihre „Kriegslust" als geschichtlich notwendige Wehrhaftigkeit, die Blutrache als durch die Form ihres auf dem selbstverantwortlichen Freibauerntum beruhenden Verfassungslebens erklärlich, ihre „Sklaverei" als eine sehr milde Form der Hörigkeit und zugleich offenbar als Rassenschranke in den einfachen Formen jener Zeit, ihre Faulheit als Verständnislosigkeit des römischen Beobachters für ihre Wirtschaftsform — es bleibt lediglich der Vorwurf, daß sie gelegentlich zuviel tranken.

Demgegenüber stellt Kardinal Faulhaber als wertvoll die Mannestreue, die Gastfreundschaft und die hohe Auffassung von der Ehe der Germanen hin.

Hier werden die Berichte des Tacitus im wesentlichen auch von den übrigen Quellen gedeckt. Das Ehrgefühl, das den germanischen Bauern leitet, drückt sich in der Form der selbstverpflichtenden Treue gegenüber einem Gefolgsherrn, einer Aufgabe, einer Idee aus. Dabei sind Konflikte vorgekommen, wo Treue gegen Treue stand; der ungetreue Hagen ist zugleich seines Königs und seiner Königin getreuester Mann.

Die Gastfreundschaft, allen nordischen Völkern gemeinsam, nicht nur aus der Einsamkeit der weit auseinanderliegenden Bauernhöfe

erklärlich, ist durchgehend als eine wertvolle Eigenschaft bezeugt. Selbst der Feind genießt in des Feindes Haus Gastrecht; Tötung des Gastes ist böseſtes Neidingswerk. Über die hohe Form der „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen“ hat Prof. Neckel an Hand der nordischen Quellen eingehend gesprochen und im wesentlichen die Auffassung des Tacitus erhärtet.

Wenn Kardinal Faulhaber die Aussetzung krüppelhafter oder ganz armer Kinder als tiefen Schatten in diesem leuchtenden Bilde bezeichnet, so hat er für unser heutiges Sittlichkeitsempfinden recht, aber weniger, weil diese Sitten nun etwa durch die christliche Moral beseitigt worden sind, als vielmehr, weil der Zweck, den die Aussetzung dieser Kinder, insbesondere der krüppelhaften (bei den ganz Armen scheint es sich eher um Notmaßnahmen armer Familien in Hungerszeiten gehandelt zu haben, wie solches Aussetzen ja auch heute noch traurigerweise von armen Müttern, besonders unehelichen Müttern geübt wird) verfolgte, heute menschlicher gefördert wird. Wir kennen die gleiche Sitte bei den Spartanern, den nordischen Persern, auch bei den Römern in ihrer Frühzeit. Sie ist eine den Völkern der nordischen Rasse gemeinsame Sitte. Aus dem Gedanken der Höherentwicklung des Lebens, der Hochzucht des Menschen, aus jenem Gedanken, den der arische Perser Zarathustra ausspricht, wenn er sagt: „Wer dieses wirkliche Leben zum größten Gedeihen bringt, dem wird als Lohn das Leben des Körpers und der Seele zuteil. Den Gutes Tuenden wird gute Wesenheit, dem Nichtigen Nichtigkeit. So laßt uns als Forterhalter dieses Lebens wirken!“ — entspringt mit Notwendigkeit der Wunsch, minderwertiges Erbgut auszuschalten, das die Art verdirbt, das „bösartig“ sein kann, „niederträchtig“ — alles noch Ausdrücke, die auf Abstammung und Herkunft hindeuten. Heute haben wir mit der einfacheren Methode der Sterilisierung die Möglichkeit, ohne die harten Mittel unserer Vorfahren in viel wirkungsvollerer Weise das Entarten des Volkskörpers durch schlechtes Erbgut zu verhindern.

Die Schlußfolgerung des Kardinals

Auf Grund der von ihm angeführten, soeben eingehend ins rechte Licht gestellten Stellen aus Tacitus kommt Kardinal Faulhaber zu dem Schluß: „Von einer eigentlichen Kultur der vorchristlichen Germanenzeit kann nach Tacitus nicht die Rede sein. Die Völker am Euphrat und Nil hatten 2000 und 3000 Jahre vorher eine hoch entwickelte Kultur, in Ackerbau und Handwerk, in Geschichtsschreibung und Rechtspflege, nach Ausweis der Tell-Armarna-Briefe in Handel und Postwesen . . .“ Nun, eine solche Behauptung kann nur aufstellen, wer überhaupt keine Ahnung von der gesamten Ausgrabungswissenschaft auf deutschem Boden hat. Sie war schon nicht mehr haltbar, als Kardinal Faulhaber sie zum erstenmal im Priesterseminar gehört haben mag; sie ist heute einfach grotesk. Aus der jüngeren Steinzeit finden wir, nicht von irgendeinem „wilden völkischen Ideologen“, sondern von dem schwedischen Reichskonservator Oscar Montelius, in seiner „Kulturgeschichte Schwedens“ dargelegt, daß bereits in der jüngeren Steinzeit (vom 5. bis zum Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr.) in Schweden wie in Deutschland eine ackerbautreibende Bauernbevölkerung gesessen hat, deren Nachfolger und Abkömmlinge die jetzigen Bewohner dieses Landes sind. Wir finden die gewaltigen Hünengräber, von denen Oscar Montelius sagt: „Eine der wesentlichsten Voraussetzungen des Ackerbaues ist eine seßhafte Bevölkerung. Daß diese Voraussetzung im Schweden der jüngeren Steinzeit erfüllt war, beweisen die mächtigen Gräbermonumente jener Zeit, die trotz aller Zerstörung noch heute in großer Anzahl vorhanden sind. Der Bau dieser aus Steinblöcken errichteten Gräber, die uns oft durch ihre Größe in Erstaunen setzen, erforderte die gemeinschaftliche Arbeit einer größeren Anzahl Menschen und scheint ohne den Anfang von geordneten Gemeindeverhältnissen kaum erklärlich. Daß die Gräber an vielen Orten, wie z. B. in der Gegend von Falköping, in größerer Anzahl nahe beieinander vorkommen, verstärkt den Beweis, daß die Bevölkerung in jener Zeit bereits seßhaft war.“

Über ganz Nordeuropa, Westeuropa, entlang an der Küste von Nordafrika geht die Kette der Hünengräber, der Steinsetzungen und Dolmen, breitet sich gen Osten aus, wo wir die letzten Dolmen bis nach Korea finden. Eine einheitliche Urkultur wird hier sichtbar, die erste vorgeschichtliche nordische Welle. Im alten Heimatland der nordischen Rasse, in Schweden, Dänemark und Norddeutschland, aber ist eine Unterbrechung der Kultur überhaupt nicht eingetreten. Mit Recht schreibt Montelius (a. a. O., Seite 58): „Der Umstand nun, daß die Mehrzahl der aus der jüngeren Steinzeit in schwedischen Gräbern gefundenen Schädel denen der heutigen Schweden gleichen, spricht in hohem Grade dafür, daß wirklich die Vorväter der heute lebenden Bevölkerung schon damals im Lande wohnten. Und dies wird dadurch bestätigt, daß kein Zeitpunkt nach dem Ende der Steinzeit irgendeine solche Unterbrechung der Entwicklung aufweist, daß man sagen könnte: ‚Damals wanderte in Schweden ein neues Volk ein . . .'"

„Eine klare Linie führt von dieser Steingräberzeit hinüber in die Bronzezeit vom Anfang des 2. bis zur Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. Etwa gegen 2000 geht der europäische Norden von der ausschließlichen Verwendung des Steines für Geräte und Waffen zur Gewinnung und Verwendung von Kupfer und kupferreichen Legierungen über, die wohl zuerst um 2000 im fernen Südwesten, auch in Ägypten zuerst im 9. Jahrhundert, begonnen hat. Nordische Erfindung ist die ‚klassische' Bronze von 90 Teilen Kupfer, 10 Teilen Zinn, die schon vor 1500 bei uns herrschend wird. Und sie gibt die Unterlage ab für eine zweite hohe Blüte nicht nur der Technik und der Zierkunst in einer Bronzezeit, die in Nordeuropa und Mitteleuropa erst um 1000 von einer Eisenzeit abgelöst wird." (Univ.-Prof. Hahne: „Deutsche Vorzeit", S. 18.) Diese Bronzezeit ist bereits eine ausgesprochene Kulturperiode. Herrliche Schmuckgegenstände und Gerätschaften, verziert mit heiligen Symbolen, liefern die Gräber in Massen. Über die Lebensweise schon der bronzezeitlichen Germanen weiß der außerordentlich vorsichtige Montelius an der Hand der Gräberfunde darzustellen, daß eine wohlausgebildete Kleidung der Männer und Frauen bestanden hat, gefertigt aus Wolle und Leinen. Eine vollständige Frauenbekleidung wurde schon 1871 in einem Eichensarg in Dänemark bei Borum-Eshöi gefunden, die kunstvoll gearbeitet ist. Rasiermesser, ja sogar Kästchen mit Instrumenten zur Nagelpflege haben sich gefunden; die Töpferei ist hoch entwickelt,

der Schiffbau ist, wie die schwedischen Felsbilder zeigen, schon lange über die Form primitiver ausgehöhlter Baumstämme hinaus gediehen, Langboote mit langen Reihen von Ruderern kommen schon damals vor. Eine Schrift wird erkennbar, die ursprünglich auf kultische Zeichen aus dem Jahreskreislauf zurückgeht und immer weiter zu den Runen entwickelt wird, die nicht aus dem lateinischen oder griechischen Alphabet abgeleitet sind, sondern die eine germanische Form der alten urarischen Zeichensymbolik ist, die am Anfang sowohl der lateinischen wie der griechischen, wie wahrscheinlich sogar der frühesten ägyptischen Schrift der Prädynastikerperiode steht. Die Eisenzeit, welche dann anschließt, ist bereits jene Periode, an deren Ausgang die Berührung mit den Römern einsetzt.

Wir finden in dieser Zeit, wie Gustav Kossinna überzeugend nachgewiesen hat, schon eine völlig entwickelte seßhafte bäuerliche Kultur. Kossina, einer der besten Kenner der germanischen Vor- und Frühgeschichte, vermag von dieser bäuerlichen Kultur in ihrem Verhältnis zu den Römern festzustellen: „Ja, wir können in der Bronzezeit und der jüngeren Steinzeit sogar in Europa umherwandern und treffen nirgends schönere Dinge, nirgends eine höhere Kultur wie in Mittel- und Nordeuropa. Wie geht das zu? Wie ist das vereinbar mit dem Standpunkte der auf der Schule herrschenden Anschauung von der Bewertung der Kulturprovinzen Alteuropas, mit den Ansichten jener Altertumsforscher, die das Leben unserer Vorfahren ausschließlich durch die trüben Brillengläser der klassischen Autoren aus weitester Ferne sich ansehen und danach ihr haltloses Phantasiebild entwerfen? Jene archäologischen Tatsachen, die eine Jahrtausende alte Kultur Mittel- und Nordeuropas vor der Römerzeit dartun, sind unwiderleglich; folglich müssen — dieser Schluß ist kurz, aber unausweichlich — die antiken Nachrichten, die das Gegenteil lehren sollen, entweder von den Auslegern mißverstanden worden oder an sich falsch sein. Daß die erste Möglichkeit, der Irrtum der Ausleger, nur zu oft Tatsache gewesen ist, wissen alle Kenner. Und daß dies mit der zweiten Möglichkeit noch weit öfter der Fall war, kann denjenigen nicht sonderlich wunder nehmen, der bedenkt, daß die Wachstafeln oder das Pergament des Altertums mindestens so geduldig waren, wie heute das Papier ist."

Und nun brechen die grotesken Behauptungen Kardinal Faulhabers nacheinander in sich zusammen. Er sagt: „Die Germanen

dagegen kannten keine Baukunst, weil die Götter in Hainen, nicht in Tempeln verehrt wurden und die Menschen in Holzbauten lebten.“ Das stimmt nicht! Sind die gewaltigen Säulen des Sonnentempels von Stonehenge in England (errichtet um 1850 v. Chr.), sind die herrlichen, bis heute hin erhaltenen Steingräber, die Jahrtausende auf unserm Boden überdauerten, keine Baukunst? Hermann Wille hat als Architekt in seinem Werk „Germanische Gotteshäuser“ (Köhler & Amelang 1933) gezeigt, daß auf den Grundrissen der bis jetzt als Langgräber angesehenen Bauten lange in Holz gefertigte Tempel gestanden haben, Ratshallen und Königshallen, wie sie uns auch aus dem germanischen Norden in Skandinavien bezeugt sind. Daß die Zimmermannskunst besonders hoch stand, bezeugt noch heute der Stil der norwegischen Stabkirchen, der völlig auf altgermanische Baukunst zurückgeht.

Hundertfach höher stand diese germanische Baukunst als etwa der vielberühmte König Salomo in aller seiner Herrlichkeit, der sich Zimmerleute aus Tyros und Sidon kommen lassen mußte, weil seine Juden offenbar das ehrliche Zimmermannshandwerk für große Bauten nicht ausreichend beherrschten. —

Kardinal Faulhaber sagt: „Es ist beschämend, daß die bildlichen Darstellungen ihrer Volksgenossen nicht von germanischen Händen herrühren, sondern von römischen Bildhauern.“

Nun, die Holzschnitzkunst der Germanen ist uns so reichlich vor allem aus dem skandinavischen Norden erhalten, wie es dem Waldreichtum der germanischen Gebiete entsprach, die eben das Holz als Werkstoff vor dem Stein bevorzugten, und hat sich auch als deutsche Holzschnitzkunst in ununterbrochener Fortentwicklung bis in unsere Zeit erhalten. Daß Steinarbeiten unseres Volkes aus der vorchristlichen Zeit nur wenig erhalten sind, geht nicht zuletzt auf das Vernichtungswerk der Kirche selber zurück, die diese Bilder als heidnisch zerstören ließ. Nur hier und da, zur Bannung eingemauert in alte Kirchen, oft unter Stuck verdeckt, von treugläubigen Bauern im Fundament des Hauses verborgen, haben sich wenige Bilder aus Stein der vorchristlichen Zeit erhalten, wie jenes schlichte Bildwerk des aus der Urnacht aufsteigenden Lichtes Gottes, das der Dichter Will Vesper in einem alten Bauernhaus des Dörfchens Öchsen in Hessen gefunden hat.

„Für die Singkunst der alten Germanen beim Gottesdienst oder im Kriege hat Tacitus die Entschuldigung, ihr Gesang sei mehr ein Zusammenklang der Seelen als ein Zusammenklang der Stimmen", sagt Kardinal Faulhaber. — Nun, die deutsche Vorgeschichte weiß dies wahrhaft besser. Wir haben schon aus der Bronzezeit die herrlichen Luren erhalten, wie sie heute noch in Kopenhagen aufbewahrt sind und gespielt werden können, und von denen Kossinna (a. a. O., Seite 73) sagt, daß „das gesamte Altertum Europas und Asiens nichts annähernd Gleiches und viel weniger etwas auch nur annähernd ähnlich Schönes wie in Form und technisch vollendeter Herstellung so in Klangwirkung entgegenzusetzen vermag. Nach allen Richtungen bewiesen wurde dies durch die mehrfache Vorführung dieses Instruments ... Und wiederum selbst die heutige Zeit und unser in Musikleistungen von jeher an der Spitze marschierendes Vaterland besitzt kein Blasinstrument, das wie die Luren Fülle und Majestät gleichmäßig mit Milde und Wohllaut des Tones zu verbinden im Stande ist. Die Leichtigkeit, mit der die Töne des Dreiklangs als Naturtöne diesem Gerät vom Spieler zu entlocken sind, liefert weiter den Beweis, daß die Germanen zum mindesten bereits in der ältesten Bronzezeit jene Vielstimmigkeit besaßen, die in schroffstem Gegensatz steht zur monotonen, diatonisch fortschreitenden Einstimmigkeit der alten südeuropäischen Melodie, aber das Grundprinzip abgegeben hat, von der die moderne Musik beherrscht wird."

Dieses Urteil des Altmeisters deutscher Vorgeschichtsforschung bleibt bestehen. Daran ändert auch nichts, daß den Römern der germanische Gesang nicht aufging. Prof. Dr. Oscar Fleischer hat nachgewiesen, daß die germanische Musik eine Dreiklangmusik war, die Lieder mehrstimmig gesungen wurden, was in der griechischen und römischen Musik nicht vorkam. Diese Dinge hat Tacitus nicht verstanden. Etwas ganz anderes ist der „barditus" der Germanen gewesen, der wilde, rhythmische Kriegsgesang, den sie zur Verstärkung des Tones hinter dem vorgehaltenen Schild anstimmten. Dieser sollte keine musikalischen Genüsse vermitteln, sondern die Gegner erschrecken und in Furcht setzen. Also auch die Behauptung des Kardinals ist falsch, daß die germanische Musik der vorchristlichen Zeit minderwertig gewesen sei.

Damit fällt auch die von Kardinal Faulhaber wiederholte Behauptung in sich zusammen: „Durch das Christentum wurden die

Germanen Kulturvolk. Die Mönche des hl. Benedictus lehrten unsere Vorfahren Ackerbau und Handwerk und die schönen Künste im Dienste der Lithogie."

Das ist ohne Übertreibung vollendete geschichtliche Unwahrheit. Die heiligen Männer des Benedictus konnten unsere Vorfahren durchaus keinen Ackerbau lehren, denn diese beherrschten ihn schon seit Jahrtausenden, wie Kossinna („Altgermanische Kulturhöhe", Leipzig 1930) bezeugt:

„Wir müssen hier vielmehr den Spieß umdrehen und feststellen, daß Hafer und Roggen den Römern unbekannt waren und von ihnen erst aus dem Gebiete nördlich der Alpen entlehnt wurden, wo sie in Mitteleuropa bereits zur jüngeren Bronzezeit nachweisbar sind, also noch vor der Gründung Roms.

Ebenso liegen die Dinge auf dem technischen Gebiete des Ackerbaues. Kein indogermanisches Einzelvolk kann sich an Reichtum alter Bezeichnungen für Einzelheiten des Pflugbaues mit den Germanen messen. Alle Einzelvölker besaßen wohl seit indogermanischer Urzeit, d. h. seit der jüngeren Steinzeit, den Hakenpflug: alte vorgeschichtliche Funde solcher Hakenpflüge kennen wir bis jetzt freilich nur aus germanischem Gebiete. Der Hakenpflug kratzt oder reißt die Furche nur auf. Die Germanen kannten jedoch bei ihrer Berührung mit den Römern schon den weit vollkommeneren schweren Räderpflug, dessen breite zweischneidige Schar den Acker nicht nur furcht, sondern die Scholle zugleich umwendet. Und ein solcher Pflug ist nur auf altbebautem Ackerboden anwendbar. Die Römer besaßen den Räderpflug damals noch nicht, wie wir durch Plinius wissen. Man sieht: die wahre Wissenschaft kommt hier zu ganz anderen Ergebnissen als die in Vorurteilen befangenen Meinungen unserer ‚klassischen' Geschichtsforscher."

Mögen die Mönche des hl. Benedict fleißige Ackerbauer gewesen sein, was ihnen ja nicht bestritten werden soll, so entbehrt es nicht einer grotesken Komik, wenn in allem Ernst verbreitet wird, sie hätten unserem Volke, einem Bauernvolk vieler Jahrtausende, erst den Ackerbau beibringen müssen!

Doch genug der haarsträubenden Unkenntnis einfachster Dinge der deutschen Vorgeschichte! Das ganze Denken des Kardinals auf diesem Gebiet steht so völlig unter der Auffassung, daß erst das Christentum unsere Vorfahren aus äußerer Barbarei erhoben habe, bewegt sich damit in einem so unüberwindlichen Widerspruch zu allem, was in

ernstester wissenschaftlicher Arbeit die deutsche Vorgeschichtswissenschaft, die Vorgeschichtswissenschaft der Welt erarbeitet hat, daß man Seiner Eminenz und denen, die gleich ihm sich über die Kulturhöhe und Lebensform der vorchristlichen Germanen äußern wollen, nur empfehlen darf, jedenfalls einen Vorgeschichtler vorher ihre Veröffentlichungen lesen zu lassen, damit nicht das traurige Bild erscheint, daß ein an bedeutsamer Stelle stehender Kirchenfürst von den Dingen nichts versteht, über die er schreibt.

Für uns deutsche Menschen unserer Zeit, die wir uns durch Jahrtausende zurück verbunden fühlen mit dem Weg unserer Rasse und unseres Blutes, die wir in Jahren der Geschichte und nicht in ihren Tagen denken, die wir über die Kluft der Bekehrung, die unser geschichtliches Werden in zwei Teile, einen vorchristlichen und einen christlichen, trennt, die wir vielleicht am Anfang des dritten Teils, des nachchristlichen, stehen, klingen diese merkwürdigen Mißdeutungen und Herabsetzungen unserer geschichtlichen Entwicklung wie ein allzu lang gehörtes, von niemand mehr geglaubtes Märchen. Wir wissen heute, wie es uns der Boden der Heimat treu bewahrt hat, daß an äußerer Kultur das Christentum unserm Volk wenig genug zu bringen hatte, daß auch über seine Einführung hinweg der Strom des germanischen Kulturwillens aus der großen Steingräberzeit über die Bronze- und Eisenzeit ging. Wir wissen, daß man selbst die Kirchen und Dome nicht bauen konnte, ohne die deutschen Baumeister heranzuziehen, denen man noch im 9. und 10. Jahrhundert ausdrücklich zusagen mußte, daß sie mit Glaubenszwang nicht bedrängt werden sollten. In der Tat haben dann auch diese Handwerker zeitweilig große Teile des vorchristlichen Glaubensgutes bewahrt, wie die immer wieder in alten Kirchen und Domen auftauchenden germanischen Symbole beweisen. Daß ihre Kunst, vor allem auf dem Gebiete des Holzbaues, keine geringe gewesen sein kann, bezeugt ein hier gewiß unverdächtiger Zeuge, der Bischof Venantius Fortunatus von Poitiers, den germanischer Holzbau im Jahre 560 n. Chr. zu den folgenden lateinisch abgefaßten Versen begeisterte:

„Weg mit euch, mit den Wänden von Quadersteinen! Viel höher
Scheint mir, ein meisterlich Werk, hier der gezimmerte Bau.
Schützend verwahren vor Wetter und Wind uns getäfelte Stuben,
Nirgends klaffend Spalt duldet des Zimmermanns Hand.

Sonst nur gewähren uns Schutz das Gestein und der Mörtel
zusammen,
Hier aber bietet uns freundlich der heimische Wald.
Lustig umziehen den Bau ins Geviert die stattlichen Lauben,
Reich von des Meisters Hand, spielend und künstlich geschnitzt . . ."

Man wird also abschließend hinsichtlich der äußeren Kultur der Germanen vor ihrer Christianisierung dem Urteil von Wilhelm Teudt („Germanische Heiligtümer", Jena 1931) beipflichten können:

1. Die germanische Realkultur hinsichtlich der Bauten, Bildwerke und des Schriftmaterials war eine ausgesprochene Holzkultur (Holzreichtum, Klima, Neigung) . . .

2. Sofern das Material der Realkultur weder Holz noch Stein, sondern Töpferton und Metall war, ist ein Vergleich angängig. Dieser Vergleich ergibt sofort ein völlig verändertes Bild und läßt die germanischen Erzeugnisse im Durchschnitt ebenbürtig an die Seite der südlichen Kulturen treten; ja, es wird von namhafter archäologischer Seite (Schuchhardt: „Alteuropa", Berlin 1919, Seite 3, 4, 5) behauptet, daß alle reale Kultur vom Norden ausgegangen ist und sich nach dem Südosten und Süden verbreitet hat . . .

3. Die allmähliche Eroberung der antiken Welt durch das Christentum in Jahrhunderten hat eine völlige Schonung der Kulturdenkmäler mit sich gebracht . . . Ganz im Gegensatz zu dem milden Schicksal der Mittelmeerkultur ist über die germanische Kultur von 772 an eine absichtliche, z. T. amtlich angeordnete Kulturvernichtung hereingebrochen, die nichts schonte, was irgendwie mit dem alten Glauben zusammenhing, und darüber hinaus grundsätzlich die Ersetzung germanischen Wesens durch römisch-westfränkisches Wesen auf allen Lebensgebieten erstrebte . . .

Die vorchristliche Religiosität der Germanen

Steht so schon das Bild der äußeren Kultur, welche die Einführung des Christentums bei den germanischen Völkern vorfand, auf Grund der gesicherten wissenschaftlichen Ergebnisse in offenem Widerspruch zu dem, was Kardinal Faulhaber von der Kulturform der vorchristlichen Germanen aussagt, bzw. aus dem Tacitus unkritisch herausliest, so ist auch das Bild der Religiosität der Germanen vor der Annahme des Christentums ein völlig anderes, als seine Darstellung es ahnen läßt. Er sieht in der vorchristlichen germanischen Religion nicht nur eine Vielgötterei, sondern auch eine in ihrem sittlichen Gehalt dem Christentum weit unterlegene Lebensform.

Die germanische Religiosität unterschied sich vom Christentum wie von jeder aus dem orientalischen Raum gekommenen Weltreligion dadurch, daß sie niemals einen Totalitätsanspruch erhoben hat. Sie war nicht Weltreligion und wollte es nicht sein. Sie war dogmenlos in dem Sinne, daß sie kein Lehrgebäude entwarf, sondern die Verehrung des Göttlichen in vielerlei Gestalt, aber alle aus einer Wurzel, zuließ. Sie war keine Erlösungsreligion, sondern eine Vervollkommnungsreligion. Fragen, die dem frommen Christ wichtig sind, die „Gerechtigkeit vor Gott", die „Erlösung von der Sünde" spielten in ihr keine Rolle.

Wie alle Religionen der großen indogermanischen Völkergruppe ging auch sie von einer völlig anderen Grundeinstellung aus als das Christentum, das Judentum oder der Islam, die Religionen aus dem vorderasiatisch-semitischen Rasseboden.

Ehe sie mit dem Christentum zusammenstieß, hatte die germanische Religion eine Jahrtausende alte Entwicklung und Gestaltung bereits hinter sich. Über ihre Urform, die zugleich die religiöse Urform der indogermanischen Völkergruppe und darüber hinaus überhaupt eines großen, die nördliche Hälfte der Erde umfassenden Kulturbezirkes gewesen ist, hat Herman Wirth eine sehr beachtenswerte Auffassung dargelegt.

Er ging zurück auf die zahlreichen, seit den ältesten Zeiten im Volksgebrauch erhaltenen und mit religiöser Weihe umkleideten symbolischen Zeichen, die vorchristlichen Kreuze, Hakenkreuze, Sonnenspiralen, das uralte Zeichen des Lebensbaumes, das immer wieder in der Form der Manrune erscheinende Zeichen eines aus der Dunkelheit zum Licht aufsteigenden Sonnenhelden oder Sonnengottes. Er erkannte, daß die heilige Festzeit dieser ganzen Völkergruppe, besonders der indogermanischen Sprachgruppe, sich um die beiden Sonnenwenden, die Winter- und die Sommersonnenwende, gruppierte. Das Sonnenrad erkannte er als Urform der religiösen Andacht. In hohen subarktischen Gebieten nimmt Wirth die Entstehung dieser Urreligion an, die im Radkreuz, im Hakenkreuz, im Lebensbaum die Verkörperung der Wiederkehr des Lichtes sieht. Nicht die Furcht vor schauerlichen Dämonen, sondern die Einsicht in die große Ordnung des Jahres ist das erste Erlebnis des jungsteinzeitlichen urnordischen Bauern gewesen. Wie das Tageslicht vom frühen Morgen zur Tageshöhe aufsteigt, um dann in die Dunkelheit der Nacht einzugehen und aus ihm im Morgen wieder zu erstehen, so folgt auch auf das Steigen der Sonne im Frühjahr die hohe Sommersonnenwende, wo das Licht in der Jahreshöhe steht, folgt auf diese das Absinken bis zu jener Stelle im Jahr, wo das Licht der Sonne beinahe ganz im Grabhaus verschwunden ist und dann die große Umkehr, die Wiedergeburt des ewig sich erneuenden Lichtes in der heiligen Wintersonnenwende, der Julnacht (Jul bedeutet noch Rad, wie in den slawischen Sprachen Weihnachten auch noch vielfach koleda, von kolo = Rad, heißt). Dies Bild wendeten die urnordischen Menschen auch auf ihr eigenes Leben an, bei dem gleichfalls auf das Frühjahr der Jugend und den Sommer des Mannesalters dann der Tod nicht als das Ende, sondern als ein Übergang zu neuem Leben folgt. Als ein alter Unsterblichkeitsglaube, der, fern aller Vielgötterei, in der großen Ordnung am Himmel das sichtbare Wirken Gottes in Zeit und Raum erkennt, erscheint dieser urnordische „Urmonotheismus“, wie er auch durch die spätere Zeit immer wieder hindurch scheint und wie er uns symbolgeschichtlich belegt erscheint. Die große Ordnung in der Welt, Gottes Wille und Gottes Weg, Gottes Wind und Gottes Wetter, das Jahr in seiner ewig gleichbleibenden Ordnung, ablesbar am gestirnten Himmel und am Leben des Bauern, ist tiefsinnige Gleichung zwischen Weltordnung und Menschenordnung. Nicht ein Stammesgott, der sich irgend-

wann offenbart haben soll, sondern besinnliche Einsicht von Fischern, Bauern und Seeleuten in Gottes Gang durch die Welt ist die erste Erkenntnis des Göttlichen, wie sie am Anfang der indogermanischen Völker der nordischen Rasse erscheint.

Bäuerlich ist diese Denkform, abgeleitet aus dem Wechsel der ewig gleichbleibenden Zeit. Ordnung als göttliches Prinzip ist ihr Inhalt. Auch als später überall aus den einzelnen Teilen des Jahres besondere Göttergestalten sich entwickelten, bleibt im Hintergrund stets jenes göttliche Wesen, das sie nur mit „scheuer Ehrfurcht verehren". So zerfällt ihnen die Welt in zwei Teile — die geordnete Welt, und die zerstörenden und feindlichen Mächte, Midgard und Utgard. Alle Göttergestalten sind nur Verkörperungen jener Kräfte, die ordnend und sichernd Midgard gegen die Kräfte der Zerstörung schützen. Darum erscheint auf Alt-Island der Gott noch als der „Fulltrui", der „ganz getreue", der des Menschen Freund ist, dem der Mensch in Gefolgschaft dient, um die finsteren Kräfte aus Utgard abzuwehren. Er ist der „Gunstfreund", dem man sich verschreibt, der mit seinem Schutz Haus und Hof sichert. Er ist menschlich gesehen, weil er den Menschen nahe ist.

Bernhard Kummer in seinem ausgezeichneten Werk „Midgards Untergang" hat diesen Charakter der germanischen Religiosität aus der einzigen Quelle, die uns überzeugend die altgermanische Lebensform dargestellt hat, aus den isländischen Sagas, klar erschlossen.

Thor insbesondere, der Bauerngott, der mit seinem Hammer das Land schützt, die Ehe segnet, Blutsbrüderschaft stiftet, ist so recht eigentlich der bewahrende und friedestiftende Gott. Aus der Julzeit, der Sturmzeit vor der Julnacht, ist Wodan oder Odin entstanden, stets mehr die Verkörperung des Kriegertums, daneben aber auch der Gott des tiefen Wissens, der am Weltbaum hängt und der geheimen Dinge kundig ist.

Alle diese Göttergestalten aber sind die Oberfläche des religiösen Denkens, haben gar nichts zu tun mit primitiver Götterschöpfung aus dämonischer Angst irgendwelcher Wilden. Im Hintergrund steht immer das allmächtige Schicksal, steht immer die Ordnung Gottes in der Welt. Hier kann der Mensch sich eingliedern, Kämpfer und Streiter sein.

Nicht ein Jammertal, sondern wert, Heimat der Menschen und Ausdruck göttlichen Willens zu sein, erschien den nordischen Völkern, den Germanen wie ihren Rasseverwandten, diese Erde.

Die Frau erschien ihnen nicht als ein Gefäß der Sünde, eine zur Lust verlockende „Evastochter", sondern als die Trägerin des neuen Lebens, „heilig und zukünftiger Dinge kund". Nicht sündig erschien ihnen die Liebe, sondern als notwendiger und wertvoller Bestand des Menschenlebens. Nicht als „Gefängnis der Seele" erschien ihnen der Leib, sondern als ihr Ausdruck; edle Art des Leibes erstrebten sie, in mißratenen und entarteten Menschen sahen sie Störung der göttlichen Ordnung, des Hochzüchtungswillens. Verbrecher opferten sie, Entartete versenkten sie im Sumpf, Steigerung kraftvollen Menschtums erschien ihnen als göttliche Notwendigkeit. Zins nehmen verwarfen sie, Diebstahl und Verbrechen ahndeten sie, auch ohne daß ihnen zehn Gebote, darunter Verbote, deren Einhaltung für sie selbstverständlich war, geheimnisvoll besonders offenbart werden mußten. Über ihre Sittlichkeit sagt selbst Tacitus: „Bei den Germanen wirken gute Sitten mehr als anderswo gute Gesetze." Die späten Römer haben immer wieder die sittliche Höhe der Germanen bewundert. Bäuerlich frommer Sinn, der an Heim und Herd sich als Glied göttlicher Ordnungsmächte fühlte, der in dieser Welt seinen Mann stand, ohne die jenseitige zu fürchten, ist bezeichnend für ihre Grundeinstellung.

Sie kennen wohl die Schuld, aber sie erwarten nicht, daß sie ihnen von einem anderen abgenommen oder erlassen werden kann; sie sühnen sie selbst oder gehen mit ihr trotzig zugrunde. Die Erbsünde kennen sie nicht, vielmehr den Stolz auf reines Blut und gute Rasse. Großherzigkeit, die Haltung des „mikilman", wie ihn die altnordischen Quellen nennen, des großgesinnten, starken, kraftvollen, gütigen Herrenbauern ist ihr äußerliches Ideal. Sie verehren ihre Götter, aber sie wissen, daß diese nur äußerer Ausdruck des Göttlichen sind. Bekanntlich ist sogar unser Wort Gott noch im frühen Althochdeutsch sächlich gewesen — das Göttliche. Einen Gott jenseits der Welt, dem eine sündige Menschheit gegenübersteht, kennen sie so wenig, wie die arischen Inder, denn die göttlichen Kräfte stehen ihnen neben dem Menschen in Midgard — jenseits liegt Utgard, das Chaos, dahinter ist der geheimnisvolle göttliche Urgrund. Die Götter können sterben, wie die Menschen am Ende der Welt, wie es die Edda, ein religiöses Kunstgedicht der späteren germanischen Zeit, schon in der Christianisierungsepoche entstanden, ausspricht —, aber danach kommt eine neue Welt, neue Götter und neue Menschen.

Man muß sich nicht für die Bauernfrömmigkeit des Volkes bestricken lassen von der Kunstdichtung der Edda; an den bunten Saal in Walhalla, an Wodans Festtafel ist so wenig geglaubt worden, wie etwa der fromme Katholik an Dantes „Göttliche Komödie" glaubt.

Die isländischen Sagas und die im Volke getreu weiter erhaltene Symbolik zeigen uns die Form des germanischen Glaubens im Augenblick, wo er mit dem Christentum in Berührung kam, mit voller Klarheit. Aus ihnen ist auch verständlich, warum in vielen Teilen der germanischen Stämme das Christentum leicht Eingang fand, wo es unter Anknüpfung an älteste Überlieferung gebracht wurde und seine rassefremden Teile zurücktraten. Mit Recht schreibt Hermann Wille: „Verwunderlich mag es nur manchen erscheinen, daß dieses freiheitliebende Volk mit einem zähen Willen zur Selbstbehauptung so verhältnismäßig schnell den Krist als Heliand, als Herzog ihrer Seligkeit, annahm und ihm dann treu ergeben blieb. Wenn wir an die Urreligion der Menschheit denken, wie sie uns Herman Wirth enthüllt hat, so braucht uns das nicht wunderzunehmen; denn die neue Lehre kam ja aus dem Orient mit einer Symbolik, die, bis ins einzelne verwandt, einfach an die Stelle derjenigen des eigenen Urväterglaubens gesetzt werden konnte. Her war Heliand, das Radkreuz wurde zum hohen Rechtkreuz und der Stier zum Lamm; die alten Heiligtümer wurden christliche Tempel. Sicher standen dort, wo wir in frühchristlicher Zeit Heiligtümer finden, in vorchristlicher Zeit germanische Hallen. Der Kirchenvater Augustin konnte einst in Erinnerung daran, daß die neue Lehre die Wiedererweckung einer uralten war, daß Christus an die Stelle des siegenden und sterbenden Gottessohnes, des Sonnenhelden, getreten war, bezeugen: ‚Was man gegenwärtig christliche Religion nennt, bestand schon bei den Alten und fehlte nicht in den Anfängen des Menschengeschlechts' — bis Christus im Fleisch erschien. Von da erhielt die wahre Religion, die schon vorher vorhanden war, den Namen der christlichen Religion."

Wo das Christentum in dieser Anknüpfung an den zeitlosen Lichtglauben der germanischen Überlieferung kam, da hat es auch ohne Kampf Erfolge gehabt. Die Mission der iro-schottischen Mönche hat auf diese Weise gewirkt, auch der Arianismus, den die meisten germanischen Völker zuerst übernahmen. Erst später, wie der freie germanische Geist sich an den christlichen Dogmen, an der Einmaligkeit der Offenbarung Gottes in Christus, an dem abstoßenden jüdischen Ge-

halt, an dem Seelenzwang der Kirchen stieß, erwachte hier der Widerstand.

Wo dieser Zwang gleich kam, wo alles Volkshafte von vornherein als „heidnisch“ verachtet, niedergetreten und entwurzelt wurde, wo vor allem der Zwang zu einem Glauben kam, was der Germane stets als die bösartigste Vergewaltigung empfand, wo die antigermanischen Züge von vornherein deutlich sichtbar wurden, da haben sich die germanischen Stämme verzweifelt gewehrt, haben die Sachsen 30 Jahre lang sich in der Abwehr für ihre Heimat beinahe aufreiben lassen, sind die norwegischen Edelbauern nach Island geflohen, haben die germanischen Völker immer wieder auszubrechen versucht aus dem fremden Seelentum, aus dem, was sie als Zerstörung der ihnen gegebenen göttlichen Form empfanden. Nicht bekehrt, sondern niedergetreten, in Blut erstickt verendete hier der heimische Glauben, die heimische Frömmigkeit, erlosch die Flamme auf dem eigenen Herd.

Nicht ein bereits absterbendes „Heidentum“ wurde hier zu höheren Formen erlöst, sondern eine entwicklungsfähige, innerlich noch lebendige Frömmigkeit wurde zerstört. Die Menschen wurden seelisch heimatlos gemacht — und haben sie und ihre Nachfahren im „Heiligen Lande“ seelische Heimat gefunden, nachdem Midgard in Blut und Qualm unterging.?

Niemand, der heute mit diesen Dingen sich befaßt, denkt an eine Wiederbelebung der germanischen Religion auf dem Stande, den sie vor der Christianisierung hatte. Aber für manchen, der Stolz und Rassegefühl im Leibe hat, ist der Weg zu schwer geworden über Brandschutt, Gräber und Scheiterhaufen zu einem Glauben, der seiner Art innerlich fern und fremd ist.

Vielleicht werden diese Menschen unseres Volkes niemals im Fremdtum Wurzel schlagen können. Aus der Vergangenheit bis heute hin verbindet sie der heimliche Strom arteigener Frömmigkeit, die sie gegen und ohne die Kirche, gegen und ohne das Christentum bewahrt haben. Ist das Schuld, ist das Sünde —, ist das nicht das selbstverständliche Recht, seines Glaubens zu leben, gemäß seinem Seelentum das Göttliche zu erleben?

Niemand denkt daran, den toten Wodan wiederzuerwecken, die „toten Götter“ künstlich zu beleben. Auch sie waren nur äußere Form der ewigen Frömmigkeit unserer Rasse in ihrer Form. Diese Frömmigkeit aber zu pflegen, die in gerader Linie aus dem Weltgefühl,

dem Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse entspringt, hat kein Kardinal das Recht, zu verbieten oder zu verwehren.

Wenn Kardinal Faulhaber sagt: „Wie dem auch sei, wir werden unter dem Kreuze Christi Wache stehen" — niemand hindert ihn daran! Das ist als Kardinal und frommer Christ seine Pflicht, an der ihn zu stören Verbrechen an dem Heiligsten wäre, was die germanische Seele kennt: der Freiheit des Gewissens! Wenn Kardinal Faulhaber sagt: „Wir lassen Seinem Namen nicht Hohn sprechen" —, niemand hat das Recht, das religiöse Empfinden des anderen durch Hohnsprechen zu verletzen, auch kein nordisch oder germanisch Gesinnter gegenüber der Persönlichkeit Christi, der Ehrfurcht gebührt auch von denen, für die sie nicht Grundlage der Frömmigkeit ist. Wenn Kardinal Faulhaber sagt: „Wir lassen an der Stelle des Kreuzes keine Donar-Eichen pflanzen" — an der Stelle des Kreuzes pflanzt sie niemand —, im übrigen haben die auf der Grundlage nordischer Frömmigkeit stehenden Deutschen das Recht, sich ihre religiösen Symbole zu wählen, wie sie wollen. Auch Eichen zu pflanzen — und daran hat wieder kein Kardinal das Recht, sie zu hindern! Denn dieses Land ist ein deutsches Land, in dem jeder nach seinem Gewissen und seiner Art fromm und selig sein soll, ohne den anderen herabzusetzen oder dessen ihm wertvolle Erinnerungen zu verketzern und herabzuziehen.

Wie das Christentum bei den alten Germanen eingeführt wurde

In diesem Abschnitt seiner Schrift versucht Kardinal Faulhaber einen kurzen Überblick über die Missionsgeschichte bei den Germanen zu geben; er bewegt sich hier auf einem Gebiet, das ihm vertraut ist, so daß es sich hier weniger um objektiv falsche geschichtliche Darstellungen, als um Einseitigkeiten und schiefe Blickwinkel handelt, die zum großen Teil wieder aus seiner Überzeugung von dem Barbarentum der Germanen und der Primitivität ihrer religiösen Welt stammen. Es ist unzweifelhaft, daß die germanischen Stämme, die in das römische Reich eindrangen, hier rasch das Christentum angenommen haben. Sie gingen hier im wesentlichen zum arianischen Bekenntnis über und sind erst von diesem aus dem katholischen Glauben zugefallen. Bei dieser Bekehrung verschwand der bis dahin auch durch den Arianismus aufrechterhaltene Unterschied zu der mischrassigen römischen Provinzialbevölkerung früh. Die Kirche, die grundsätzlich Rassenunterschiede in jener Periode in keiner Weise anerkannte, hat den Unterschied zwischen Germanen und unterworfenen Spätrömern bewußt eingeebnet. In der Rassevermischung haben dann diese germanischen Völker Sprache und Eigenart verloren, so daß die edlen Goten in Italien und Spanien, die Vandalen in Afrika, soweit sie nicht überhaupt aufgerieben wurden, die Langobarden in Norditalien in der romanischen Provinzbevölkerung versanken, dieser mit ihrem Blut zwar neue kulturschöpferische Kraft zuführten, aber, ihrer Eigenart entfremdet, vom Boden der Geschichte verschwunden sind. Ob sie sich auf dem fremden Boden und unter dem fremden Volk bei ihrer kleinen Anzahl überhaupt hätten halten können, mag dahingestellt bleiben. Bedeutsam ist sicher, daß sie, solange sie arianisch waren, in ihrer Muttersprache, wie die Goten, ihre Religion aufgezeichnet fanden. Das verschwand mit dem Augenblick der Katholisierung.

Auch Edmund Weber bemerkt in seiner Studie „Das erste germanische Christentum“ (Adolf Klein Verlag, Leipzig): „Rasserein traten die Germanen in die geschichtliche Überlieferung des Altertums. Sie hielten noch lange in die christliche Zeit hinein auf streng reinblütige Ehen.“ So berichtet Prokop im Gotenkrieg über die von Theoderich um Pavia angesiedelten Rugier: „Sie hüteten sich vor Mischehen mit fremden Weibern und hatten dadurch das Blut ihres Stammes reingehalten.“ Aber die katholische Kirche bekämpfte Rassen-Gesichtspunkte als unchristlich und unsozial. So schrieb Augustin (De civitate Dei 15,16): „Durch das Verbot der Ehe unter Blutsverwandten sollte der Ichsucht gesteuert und das Band der Liebe um möglichst viele Familien geschlungen werden. Da die römische Kirche eine Herde mit einem Hirten erstrebt, so fördert sie zielbewußt die Verwischung aller Grenzen.“

Mit der Annahme zuerst des arianischen Bekenntnisses standen dazu Goten, Vandalen, Langobarden, Burgunder als Ketzer im Rahmen des zwar verfallenen, aber als geistige Staatsidee immer noch fortlebenden römischen Reiches. Aus Staatsklugheit mehr als aus religiöser Überzeugung nahm der Frankenkönig Chlodowig 496 die Taufe in der katholischen (Athanasianischen) Form, um so als rechtmäßiger Machthaber und späterer Nachfolger der römischen Cäsaren zu gelten. Die anderen Stämme folgten erst später, konnten aber den Vorsprung der Franken nicht mehr einholen, zumal das Frankenvolk in großen Massen und im Zusammenhang mit seinen alten Stammessitzen am Niederrhein in Gallien siedelte und schon darum nicht so rasch durch Vermischung der Auflösung verfiel. (Bekanntlich sprach noch im 15. Jahrhundert die Hälfte der Bevölkerung von Paris vlämisch.) Dieses große erste, ohne Umwege zum Katholizismus übergetretene Germanenvolk nahm allerdings den christlichen Glauben nur sehr äußerlich an. Die alte Sitte zerbrach, die neue konnte sich noch nicht festigen. Die wüsten Greuel der Merowingerzeit stammen nicht aus dem vorchristlichen Sittentum der Franken, sondern aus dem Gesittungsbruch. Sehr richtig schreibt H. Timerding: „Christliche Frühzeit Deutschlands“ (Eugen Diederichs, Seite 5): „Doch blieb das Christentum, das schon in dem niedergehenden Römerreich trotz seiner Anerkennung als Staatsreligion die Herzen nur z. T. erobern konnte, auch in dem Frankenreich ein äußerliches und oberflächliches. In den germanischen Stammländern hielt sich noch längere

Zeit das alte Heidentum, in den romanischen Gebieten häuften sich die Mißstände innerhalb der Kirche immer mehr, und die Verinnerlichung des Glaubens war hier eine ebenso wichtige Aufgabe, wie die Gewinnung der noch nicht bekehrten Gebiete für das Christentum."

Selbständig und parallel dazu waren von Großbritannien aus Mönche der iro-schottischen Kirche auch in die germanischen Gebiete eingedrungen. Ihre Bekehrungsarbeit war im wesentlichen nicht gewaltsam, sie gründeten Klöster und ließen sich innerhalb der germanischen Stämme nieder. Daß sie die Germanen wirklich in ihrem Seelentum überall verstanden hätten, kann nicht behauptet werden, daß sie aber unduldsames und gehässiges Eifern vermieden haben, zeigt das einzige Dokument, das uns die Ausgrabungswissenschaft über sie geliefert hat, der Stein von Elstertrebnitz, wo auf der einen Seite ein Christ in christlicher Haltung, auf der anderen Seite ein altgläubiger Germane in der ihm eigenen Gebetshaltung zum Herrn des Himmels beten. Einzelne allerdings fallen aus diesem Rahmen heraus, wie Columban, der nach der Zerstörung mehrerer germanischer Heiligtümer im Bezirk March am Züricher See vertrieben, gegen die Bewohner das folgende fromme Gebet sprach: „O Gott, in dessen Hand die Herrschaft über den ganzen Erdenkreis liegt, laß dieses Geschlecht am eigenen Leibe spüren, was sie deinen Dienern ruchloserweise antun wollen. Ihre Kinder sollen zugrunde gehen, und wenn sie älter werden, soll sie Blödheit und Wahnsinn packen. Von Knechtschaft bedrückt sollen sie im Elend ihre Schmach erkennen, und ihre Ungerechtigkeit falle auf ihr Haupt." Daneben sind uns aber auch soviel menschlich ansprechende Züge dieser ersten Mission erhalten, daß das Bild doch im wesentlichen ein freundliches bleibt. Groß sind ihre Erfolge nicht gewesen, wenn auch einzelne Landschaften schon damals eine stark christliche Bevölkerung bekamen.

Das änderte sich, als mit Bonifatius (geb. 680 in Crediodum, dem heutigen Kirton in England) ein organisationsbegabter, willenskräftiger, aber auch fanatischer Mann die Missionierung der Germanen in die Hand bekam. Nach einem mißglückten Versuch, die Friesen zu bekehren, bei dem ihr König Radbod ihm sagte, er wolle lieber bei seinen Ahnen in der Hölle sein, als im christlichen Himmel, wo er niemanden kenne, ließ Bonifatius von den Friesen ab und erwirkte sich im Mai 719 von Papst Gregor den Auftrag, die Völker Germaniens zu bekehren. Zugleich gliederte er nicht ohne Widerstände die iro-

schottische Mission in die römische Führung ein. Mit ihm kam ein härterer Zug in die Bekehrung der Germanen. Die Fällung der Donar-Eiche bei Geismar in Hessen (was würden wir sagen, wenn uns mohammedanische Missionare den Kölner Dom abtragen wollten?), die Gewaltverfahren bei der Zerstörung der germanischen Gottesdienststellen löste den ersten Religionskampf aus. „Man mag sich vorstellen, welch heißer Schmerz in den Seelen der Germanen aufstieg, als sie sahen, daß, beschützt von den eigenen Fürsten, sich Diener eines fremden Kultus an den heiligsten Gegenständen vergreifen durften. Vielleicht haben auch die Einfacheren unter dem Volke erwartet, daß sich Donar das nicht gefallen lasse, und als nichts darauf erfolgte, mochten sie wankelmütig im Glauben geworden sein. Das Gewaltverfahren des Bonifatius hatte somit eine wohlerwogene und wirksame psychologische Grundlage. Daß es gar nicht mehr mit der Methode Christi selbst übereinstimmte, daran dachte wohl niemand im Eifer der Handlung. Bonifatius wendet sich mit der Bekehrung im eigentlichen Sinne des Wortes selten oder fast nie an das Volk, sondern stets an den Fürsten und Einflußreichen. Das Christentum in Germanien kam nicht wie ursprünglich als eine frohe Botschaft aus den Kreisen der Ärmsten, der Hirten, Zöllner und Sünder, sondern es kam von oben herunter, auf Grund machtpolitischer Erwägungen oder praktischer Überlegung. Dadurch wurde es auch in seinem Wesen gegenüber der Lehre des Herrn selbst verändert. Es kam da schon in Thüringen zu Mord und Totschlag aus Religionsgründen. Die fränkischen Herzöge wollten das Christentum gewaltsam einführen, stießen hierbei auf heftigen Widerstand; es kam zu blutigen Aufständen, bei denen mehrere fränkische Führer fielen." (Endres, „Das Erbe unserer Ahnen", Seite 5—8.)

736 reist Bonifatius nach Bayern, hier bekämpft er den „Irrglauben" und stürzt einen sonst unbekannten geistlichen Würdenträger Eremwulf von seinem Posten, d. h. beseitigt die Selbständigkeit der iro-schottischen Mission. Er besetzt als päpstlicher Legat die neuen und älteren Bistümer und stirbt in Friesland. Nicht das friesische Volk hat ihn erschlagen, sondern der Chronist berichtet gewissenhaft, daß der Zug mit den vielen Kästen und Gepäck auf schlimme Elemente den Eindruck machte, daß es sich hier um große Schätze handle. So wurde Bonifatius von Räubern überfallen und am 5. Juni 755 bei Dokkum in Friesland getötet.

Unzweifelhaft eine gewaltige Persönlichkeit von großem politischen und diplomatischen Geschick hat Bonifatius die erste einheitliche und organisierte Kirche in Deutschland geschaffen, auf ihn aber geht andererseits auch die Gewaltsamkeit der Bekehrungsmethoden, die grenzenlose Mißachtung der einheimischen Frömmigkeit zurück. Niemand konnte es und kann es der christlichen Kirche zum Vorwurf machen, daß sie versuchte, den germanischen Völkern ihre Botschaft zu bringen —, wohl aber, daß sie achtungslos Seelenzwang ausübte und sich anderer als religiöser Mittel für ihre Werbung bediente. Als im Frankenreich König Karl (768—814) auf den Thron kam, verband sich sein politischer Machtwille mit dem verständnislosen Bekehrungseifer der von Bonifatius geschaffenen Kirche. Von 772 bis etliche Jahre vor seinem Tode geht sein Kampf und seine Unterwerfung der noch freien Germanenvölker.

Zu Unrecht wendet gegen diese Methoden Karls Kardinal Faulhaber ein: „Es muß aber auffallen, daß die Schmähungen, die gegen Karl den Großen gerichtet werden, nicht mit dem gleichen Zorn gegen Kaiser Julian, den Apostaten, sich richten, der im 4. Jahrhundert mit einer viel brutaleren Ausnützung der politischen Macht im Bunde mit den Israeliten das Christentum vernichten und das Heidentum wieder auf den Thron heben wollte." Kaiser Julian geht uns Deutsche gar nichts an, das philosophische Gebäude von stoischen, manichäischen und gnostischen Lehren, das er im sterbenden Römerreich gegen das Christentum durchzusetzen versuchte, war weder mit unserem Volkstum noch unserer alten Volksreligion verbunden.

Karl aber zerbrach lebendiges Volkstum in der Wurzel. Das Volk der Sachsen, das ihm gegenübertrat, waren keine Barbaren und wüste Heiden, sondern ein vornehmes, auf breiten Höfen sitzendes Bauernvolk. Rudolf von Fulda (Rudolfi Tranl. Alex. 1. Scr. II) schildert sie: „Erant . . . domi pacati et civium utilitatibus placida benignitate consulentes; c. 2: Legibus etiam ad vindictam malefactorum optimis utebantur. Et multa utilia atque secundum legem naturae honesta in morum probitate habere studerunt." Zu deutsch: „Sie (die Sachsen) waren daheim friedlich und in gütiger Freundlichkeit auf das allgemeine Beste bedacht; c. 2. Auch wandten sie vortreffliche Gesetze zur Bestrafung der Übeltäter an. Dazu bemühten sie sich eifrig, viel Nützliches und nach natürlicher Auffassung Schönes sich zu beschaffen, und zwar auf redliche Weise."

30 Jahre blutiger Kampf haben das sächsische Volkstum gebrochen. Staatliche Gewalt und zwangsweise Bekehrung entwurzelten es in seiner Seele. Wie tief der Haß ging, mit dem alles ausgetilgt wurde, was an die germanische Kultur erinnert, zeigt das Kapitulare Karls vom Jahre 789 zu Aachen auf Grund einer Kirchenversammlung zu Nancy: „Auch die Steine, die das durch Dämonenblendwerk getäuschte Volk an den Trümmerstätten in den Wäldern verehrt, wo es auch Gelübde ablegt und erfüllt, sollen von Grund aus ausgegraben werden und an solchen Ort geworfen, wo sie von ihren Verehrern niemals gefunden werden können. Es soll allen verboten werden, daß niemand in der Sorge um sein Seelenheil ein Gelübde ablege oder ein Licht oder eine Opfergabe anderswohin bringe, als zur Kirche und zu seinem Herrn und Gott."

Zuerst unter Wittekind, dann später allein, von ihrer Oberschicht im Stich gelassen, haben die sächsischen Bauernschaften beinahe bis zur Vernichtung sich gewehrt. Obwohl man im Jahre 782 4500 sächsische Gefangene zu Verden a. d. Aller enthaupten ließ, hat das zähe und tapfere Volk in der Verteidigung von Heimat, Volkstum und seiner eigenen stillen Frömmigkeit gegen den Seelenzwang bis beinahe zu Karls Tode sich gewehrt. Obwohl sein Hauptheiligtum, die Irminsul, heute von Wilhelm Teudt auf den Externsteinen wiedergefunden, zerstört wurde, obwohl die blutigen Kapitularien Karls selbst Übertretung des Fastengebotes mit dem Tode bestraften, ist der ingrimmige Haß gegen die fremden Seelenzerbrecher niemals geschwunden. Das Schauerlichste aber war die Art, wie man das Volk stumm machte und erst so den Boden vorbereitete für den Fremdgeist. Mit Recht schreibt Wilhelm Teudt („Germanische Heiligtümer" Eugen Diederichs, 1931, Seite 268): „Wie die berüchtigten Paderborner Kapitularien (785) bestimmten, mußten alle, die es noch wagten, die heiligen Handlungen des alten Glaubens zu verrichten — und das waren in erster Linie die Schriftkundigen — von der Bevölkerung ausgeliefert werden. Als Strafe für Ungehorsam stand den Dörfern die Vertreibung von Haus und Hof, die Verpflanzung in weit entfernte Fremde bevor." „Keine Maßregel", urteilt Abel, „habe eine solche Wirkung ausgeübt, als diese." Da brach der Widerstand zusammen. Die Dichter, Sänger und Schreiber der Lieder und Sagen waren vogelfrei. Die Abgesandten des Königs holten sie aus ihren Häusern und niemand wagte ihnen beizustehen.

Nun öffnete sich kein Mund mehr, und keine Feder rührte sich mehr zum Lied und Sage alter Art, außer im verborgenen Winkel. Das Monopol des Sanges, der Dichtung und der Geschichtsschreibung, ja der Schreibkunst und jeglicher Gelehrsamkeit lag nunmehr für einige Jahrhunderte in den Klöstern, bei den Mönchen und Priestern, in deren damaligen Auffassung die Christianisierung des Volkes von seiner Romanisierung nicht minder abhängig war, als in Karls und seiner Nachfolger Augen die Romanisierung von der Christianisierung. Das Aufbäumen vereinzelter deutscher Mönche konnte die Richtung nicht ändern."

Die aufgefundenen Schriften ließ Karl sammeln, sein Nachfahr Ludwig der Fromme, (besser der Frömmler) ließ sie verbrennen —, danach konnte man dann mit eiserner Stirn behaupten, die Germanen hätten überhaupt keine Schrift gehabt.

Geistig stumm gemacht, verfiel das Volk in der eisernen Hand der Kirche der Romanisierung; nur lateinische Bildung vermochten die Klöster zu vermitteln.

Es soll nicht bestritten werden, daß einzelne Männer mit dem Christentum nicht nur ihren Frieden machten, sondern auch zu seinen Verkündern wurden, wie der unbekannte altsächsische Dichter des Heliand, auf den Kardinal Faulhaber sich bezieht —; aber wo sind, wenn schon dieser eine sächsische Dichter im christlichen Gewande durch die vielfache Schönheit seiner Sprache überrascht, die vielen Sänger und Dichter geblieben, die aus der vorchristlichen Zeit stammen? Das alles ist tot, niedergefoltert, erstickt —, erst jenseits dieses Grabes, das Karl der germanischen Seele grub, können wir wie durch einen Schleier die Welt unseres eigenen Volkstums sehen.

Erstickt wurde die Bauernfreiheit, Königzins und kirchlicher Zehnter legten die Grundlage zur späteren Unfreiheit. Marken und Waldungen zog Karl an sich und begabte damit seine Fürsten, Grafen und Bischöfe.

Niemals kann man Karl, den Westfrankenkönig, als den Schöpfer Deutschlands ansehen. Nicht der Kaiser Karl, der Reichsgründer ist er für uns, sondern der Westfranke, der romanisierte. Erst spät und mühsam ringt sich aus dem von ihm geschaffenen ungermanischen römischen Weltreich das eigentliche Deutschtum los. Erst mit den Teilungen des Karolinger Reiches, eigentlich erst mit König Heinrich dem Vogelsteller (919 bis 936) beginnt die deutsche Geschichte.

Man kann beim besten Willen nicht, wie Kardinal Faulhaber, sagen, es sei eine geschichtliche Tatsache, daß dieser Haufen von Völkerschaften erst durch die Bekehrung zum Christentum zu einem einheitlichen Volk zusammengefaßt wurde. Die Bekehrung hat vielmehr in die werdende Zusammenfassung der deutschen Stämme die Bitterkeit der Glaubenskämpfe hineingetragen. Sie hat, gerade weil ein Teil der Stämme freiwillig, ein anderer halbfreiwillig, die meisten nur unter Zwang das Christentum annahmen, die Gegensätzlichkeiten in der Tiefe der Volksseele verankert. Die Auffassung, daß alle Menschen im Volke zu einem Glauben gebracht werden müßten, hat über die Vernichtung der Stedinger, über die greuelvolle Zwangsbekehrung der Norweger bis zu den Ketzerverfolgungen, dem Dreißigjährigen Kriege und allem konfessionellen Kampf unendlich viel Bitterkeit und Unheil geschaffen.

Während selbst der Islam die nichtmohammedanischen Religionen in seinem Bereich stets geduldet hat, so daß sich bis heute hin die christlichen Untertanen arabischer Kalifen, die Maroniten, Nestorianer u. a. genau so erhalten haben, wie die christlichen Völker, die unter die Türkenherrschaft gerieten, hat das Christentum das ganze Mittelalter hindurch gnadenlos alle anderen Religionen ausgerottet.

Was bei den Germanen, besonders den Sachsen, begonnen war, setzte sich in den Scheußlichkeiten der Wendenbekehrung fort, an denen das deutsche Volkstum wahrhaft unschuldiger ist als jene haßerfüllten Zwangsbekehrer, die mit dem Gift des Religionshasses und der Überhebung, im Christentum sei das einzige Heil zu finden, hier eine Jahrhunderte nachwirkende Bitterkeit zwischen dem deutschen Volk und seinen slawischen Nachbarn schufen.

Vielleicht sind diese Dinge, vor allem die Zerbrechung der germanischen Seele durch Karl, aus jener Zeit zu verstehen. Weltgeschichtlich aber bedeutete die Zwangschristianisierung einen Kulturbruch, bei dem das Herz jedes innerlich zu seinem Volk gehörenden Deutschen auf seiten seiner unterlegenen und vergewaltigten Väter, die für Haus und Heimat, Sitte und Volkstum untergingen, schlägt.

Daraus sollte niemand den Schluß ziehen, nun von sich den Spieß umzukehren und fromme christliche Volksgenossen in ihrer Seele zu bedrängen, wohl aber daraus entnehmen, daß es eben etwas Höheres gibt, als alle aus unserer Geschichte entspringenden religiösen Unter-

schiede — das Bekenntnis zum gemeinsamen deutschen Volke, dem jeder in seiner Art in Treue dienen möge!

Die vierte Frage aber: „Wie sich das Christentum zu den germanischen Volksgebräuchen stellt?", die Kardinal Faulhaber anschneidet, ist wert, ganz kurz behandelt zu werden.

War die Reformation Luthers ein Versuch, den Menschen des deutschen Volkes vom Zwang der Dogmen freizumachen (sie blieb ein Versuch, und rasch genug entwickelten sich neue Dogmen), war sie im Beginn ein bewußtes Abstellen der religiösen Entscheidung auf das eigene Gewissen an der Hand von „Gottes Wort", so band sie doch das deutsche Gewissen damit an das „Wort Gottes" allein im Alten und Neuen Testamente. Luther führte uns nicht heim in das Land eines arischen, nordischen Lichtglaubens, nicht in eine arteigene Heimat der Seele, sondern in das Land Kanaan, nicht zu unsern Erzvätern und Märtyrern, die in den tiefen Gräbern der eigenen Heide, des eigenen Waldes liegen, sondern zu Abraham, Isaak und Jakob.

Sein Verdienst war der Gewissensprotest. Mit der starren Bindung an das einmal offenbarte Wort Gottes aber stieß er und seine Kirche alles ab, was noch in der katholischen Kirche zurückführte zu der tiefsinnigen Symbolik des Jahreslaufes, zu der Heiligung von Gottes Jahr, allen jenen Gebräuchen, die mehr oder minder christlich verkleidet noch aus der Seele der eigenen Heimat atmeten.

Der katholischen Kirche gebührt hier der Dank, daß sie unendlich viel an altem Erbgut unseres Volkes, oft in ganz unverständlich gewordenen Gebräuchen bis heute hin erhalten hat. Da sie nicht nur an die Bibel, sondern auch an die Tradition sich bindet, so hat sie z. T. schon aus der hellenistischen, darüber aber auch aus der germanischen Zeit Gebräuche und Formen fromm erhalten, die in protestantischen Gegenden mit dem doppelten Vorwurf, ursprünglich heidnisch und außerdem katholisch zu sein, untergingen.

Gewiß hat sie diese Gebräuche umgedeutet, entstellt, verwildern lassen, aus den einstigen göttlichen Wesen der Germanen sind Dämonen oder Kirchenheilige geworden, aber man spürt immer noch hindurch, daß hier einmal eine alte arische Form vorhanden war.

Es ist darum schwer zu verstehen, warum Kardinal Faulhaber hier mit Eifer betont, daß wahrscheinlich auch israelitische Gebräuche des Alten Testamentes hier zugrunde liegen. Das ist möglich, aber kaum wahrscheinlich. Gerade Alt-Bayern hat uns erfreulicher Weise mit

bäuerlicher Treue viel altes Geistesgut erhalten, das umgedeutet der Vernichtung entging. Professor Sepp („Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart“, München, J. Lindauern, 1890) gibt hierfür eine unendliche Anzahl von Belegen. Wir finden sie entsprechend auch in anderen Völkern der großen indogermanischen Kultur und Glaubensgemeinschaft. So ist der Weihnachtsbaum, der in Deutschland im 17. Jahrhundert auftaucht, unzweifelhaft älter (in England war er übrigens in der Puritanerzeit durch Parlamentsbeschluß als heidnisch verboten), er ist der alte Weltenbaum. Professor Sepp schreibt dazu (und wir führen einmal die ganze Stelle an, um den inneren Zusammenhang der ganzen Kulturgruppe darzulegen): „Vom höchsten Norden bis zum fernen Süden hat das Abbild der Esche Yggdrasil mit allem, was daran lebt, der Weihnachtsbaum die Welt erobert. Der Baum mit goldenen Äpfeln prangt schon in Avallon, dem seligen Eiland der Druiden, wie Iduna sie aus Eden bringt. So öffnet sich mit dem neuen Jahre der Himmelsgarten vor den Augen der kleinen und großen Kinder. Der Weihnachtsbaum mit seinen Früchten veranschaulicht die Befriedigung aller Wünsche und ist für alle alten Deutschen, besonders die Nordländer als Waldbewohner charakteristisch. Als Christbaum kam er erst unter der Königin Karoline zu Anfang des Jahrhunderts nach Bayern, ist in der neueren Zeit auch in Frankreich und Nordamerika, insbesondere an allen Höfen, eingeführt und wird vom Nordpol bis Südpol, selbst auf allen Schiffen, angezündet.

Auf Island heißt der Vogelbeerbaum der heilige Baum und trägt die Sage, er sei aus dem Blute zweier Geschwister, einer Jungfrau und eines Jünglings erwachsen. Man besteckt in der Weihnacht ihn mit brennenden Kerzen; hierzu kommt ein Hirsch (Zwölfender) als Sinnbild des Jahreslaufs. In der Nacht vom 23. auf 24. Dezember, am 1. und 6. Januar pflegen die Albanesen Kirschbaumzweige anzubrennen und mit der Asche in den Weinberg zu werfen. Nach dem dritten Brande halten die Knaben Umzüge. Sie beginnen ihr Jahr gleichwohl mit 1. März, und der 12. heißt Naurus, wie bei den Persern das neue Licht. In der Eifel streut man während der Zwölften die Asche vom Weihnachtsklotz auf die Felder; das alte Jahr wird so gleichsam verbrannt. In Lothringen schneidet jeder ein Stück vom verkohlten Julblock und hängt es über sein Bett, damit der

Blitz im nächsten Jahr nicht einschlägt. (Bei den Kroaten besteht der Julklotz, der Badnjak, überhaupt ohne Unterbrechung von der ältesten Zeit bis heute. Dr. v. L.) An die Julfeuer erinnert noch der Brauch am Weihnachtsabend am Niederrhein, sowie zu Schweina in Thüringen, daß die Jugend mit Fackeln zu einer am Döngelsberg aus Feldsteinen errichteten Pyramide auszieht und unter Weihnachtsliedern alle zu einem Scheiterhaufen wirft. Es deutet auf den erhofften Segen im Neujahr, wenn alle erdenklichen Gaben dem Bäumchen angehängt sind, womit jung und alt sich beschenkt. Der Apfelbaum blüht in der Christnacht, so heißt es um Gera, zu Tribur trägt er sogar Früchte. Die Älteren wissen dies den Kindern schon durch wirkliche Gaben glaubhaft zu machen. In Hildesheim setzt man zu Jahresanfang einen reich verzierten, mit Schellen und Glöcklein versehenen Tannenbaum mit dem Bilde der in den Stadtfarben, rot und gelb gekleideten Jungfer Phain und befestigt ihn mitten auf dem Markte an einem Stein mit eisernem Ring, der noch im 17. Jahrhundert zu sehen war.

Der Weihnachtsbaum mit allerlei Früchten oder reichlich mit Backwerk behangen, ist keine christliche Einführung. Noch herrscht in der Schweiz der Brauch, alle Gaben, welche Saniklaus als vermummte Person bringt, an ein mit Flimmergold geziertes, mit Wachslichterchen bestecktes Bäumchen zu hängen. Hier steht der hl. Baum unmittelbar mit dem Auftreten der altdeutschen Gottheit im Zusammenhang."

Selbstverständlich hat eine so machtvolle Organisation wie die christliche Kirche weitgehend ihr eigenes Brauchtum entwickelt — gewiß ist der Marienkult an sich kein getaufter Freia-Kult —, aber ebensooft sind Marienheiligtümer an alten Stätten des Freia-Kultes errichtet, sind Züge Wodans auf St. Michael, fast alle Züge Siegfrieds auf St. Georg übertragen. Einzelne Heilige können geradezu als restlos ausgestattet mit den äußeren Anzeichen germanischer Göttergestalten angesehen werden.

Diese Abstammungen von unseren germanischen Vorfahren müssen uns als deren Enkel selbstverständlich lieber und wertvoller sein als irgendwelche alttestamentarische Überlieferungen. In unserer eigenen Vorgeschichte finden wir eine so reine und schöne Ideenwelt, einen Kampf zwischen Licht und Finsternis, ein so schlichtes Treueverhältnis des Menschen zu Gott, eine so bewußte Höher-

züchtung des Menschen, eine so klare Ehrenhaftigkeit, daß sie als Erziehungsmoment für unser Volk gar nicht entbehrt werden können.

Kardinal Faulhaber fordert: „Die Biblische Geschichte darf durch die deutsche Altertumskunde aus der Schule nicht verdrängt werden, da die deutsche Jugend nicht bloß die Erzväter des Germanentums, sondern auch die Vorfahren des Christentums, sozusagen als ihre Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite, kennenlernen soll. Dem Vaterland ist mit aufrechten Jüngern des Evangeliums besser gedient als mit kriegslustigen Altgermanen."

Hier geht der Kardinal viel zu weit. Was für die seiner Kirche angehörende Jugend von ihm als Kirchenfürst gefordert werden kann, verlangt er für die gesamte deutsche Jugend. Für die nordisch gerichtete große Anzahl in unserem Volke aber sind diese „Vorfahren des Christentums", die Erzväter des Alten Testaments unerträglich. Abraham, der zweimal seine Frau Sarah verkuppelt, Isaak, der das gleiche mit seiner Frau Rebekka macht, Jakob, der seinen Bruder um die Erstgeburt betrügt, seinen Vater um den Segen und seinen Onkel Laban um dessen Vieh und seine Töchter, Josef, der das anständige ägyptische Bauernvolk auswuchert, sind für das Empfinden dieser Deutschen einfach abstoßend. Wenn ihnen irgendeine Gestalt der Erzvätergeschichten von Herzen sympathisch ist, so ist es allerhöchstens König Pharao, der die Juden zur Arbeit anhält und schließlich aus seinem Lande los wird. Abstoßend ist der blutige und rohe Vernichtungsfeldzug der Juden gegen die Bevölkerung Kanaans, wobei sogar das Vieh mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet wird; abstoßend ist ein Gesetz, das (5. Mos. 24, 9) sagt: „Ihr dürft keinerlei Aas essen. Dem Fremden, der sich in deinem Wohnort aufhält, magst du es geben, daß er es esse, oder du magst es einem Ausländer verkaufen, denn du bist Jahwe, deinem Gott ein geheiligtes Volk." Abstoßend und als Angriff auf unsere Rasse wirken uns die Israel gegebenen Verheißungen: „Der Reichtum des Meeres wird sich dir (Juda) zuwenden, die Güter der Völker werden an dich gelangen ... Und Fremdlinge werden deine Mauern bauen und ihre Könige dich bedienen ... Und deine Tore werden bei Nacht offenstehen, daß man die Güter der Völker zu dir hineinbringe, unter der Führung ihrer Könige." (Jes. 60, 10—12.)

Allzu gut bekannt und abstoßend ist für den nordisch gerichteten Deutschen die Verheißung an die Juden: „Jahwe wird dir Gewinn

geben, wie er dir versprochen hat. So wirst du vielen Völkern leihen, aber du wirst von niemand zu borgen brauchen“ (5. Mos. 16,6).

Abstoßend ist die Verwischung der Rassebegriffe, fremdartig die Erbsündenlehre und die Verachtung der Welt, die unser Arbeitsfeld ist, bei Paulus. Abstoßend ist noch viel mehr, angefangen mit den „Hündlein, die die Brotsamen von ihres Herrn Tische essen“, womit die nichtjüdischen Völker gemeint sind. Abstoßend und unerträglich sind für den nordisch gerichteten Deutschen derartig viele Dinge der christlichen Lehre und ihrer Bücher, daß er, — auch abgesehen von der Art, wie das Christentum bei uns eingeführt wurde, auch abgesehen von der Kulturvernichtung, die mit seiner Einführung verbunden war —, das Recht hat, für sich und seine Kinder es abzulehnen.

Niemand hindert die Kirchen, ihre Lehre der Jugend, die ihr angehört, in vollem Umfang beizubringen, ihr die „Vorfahren des Christentums“ zu zeigen —, aber nicht für die ganze deutsche Jugend, sondern nur für die christliche deutsche Jugend kann dieser Forderung des Kardinals Berechtigung zugesprochen werden.

Diejenigen, die sich aus dem Christentum innerlich gelöst haben, dürfen nicht aufs neue mit Zwangsbekehrung bedroht werden. Es darf nicht dahin kommen, daß ein langjähriger Vorkämpfer des deutschen Erwachens, dessen Kinder man gegen seine und ihre Überzeugung in den christlichen Religionsunterricht pressen wollte, drohen mußte, er würde, wenn man schon die Annahme einer ihm fremdgeistigen Religion von ihm fordere, dann lieber zum Islam übertreten und es darauf ankommen lassen, ob man einen frommen Mohammedaner schikanieren würde.

In Glaubensdingen darf es keinen Zwang geben, das ist auch Sinn und Inhalt des Seelenbefreiungserlasses des Stellvertreters des Führers: „Kein Nationalsozialist darf irgendwie benachteiligt werden, weil er sich nicht zu einer bestimmten Glaubensrichtung oder Konfession, oder weil er sich zu überhaupt keiner Konfession bekennt. Der Glaube ist eines jeden eigenste Angelegenheit, die er nur vor seinem Gewissen zu verantworten hat. Gewissenszwang darf nicht ausgeübt werden.“

Der Totalitätsanspruch der verschiedenen Kirchen kann von den nordisch gerichteten Deutschen niemals anerkannt werden. So wenig, wie sie sich das Recht nehmen, die Kirche auf ihrem religiösen Gebiet verfolgen zu wollen, kann der Kirche irgendeiner Konfession des Christentums das Recht zugestanden werden, auch nur Ansätze zu einer Germanenverfolgung zu versuchen.

Schluß

Kultureller Frieden im deutschen Volke beruht auf gegenseitiger Duldung; er schließt nicht aus, daß jeder für seine religiöse Überzeugung auf Befragen eintritt und auch in behutsamer und nicht verletzender Form dafür wirbt. Über allem aber steht die Einheit der deutschen Nation, gegründet nicht auf einer Konfession, auch nicht auf das Christentum, sondern auf das politische Einigungswerk des Führers, auf die Gemeinsamkeit von Blut und Boden. Diese Grundlagen sind allen Verschiedenheiten der Religionen übergeordnet. Niemand hindert die verschiedenen Religionen daran, sich für die allein richtige zu halten — aber gegenüber der Einheit der Nation, ihrer Geschichte und ihrem Lebenswillen haben sie alle sich zurückzuhalten. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch nicht angängig, daß ein Kirchenfürst wie Kardinal Faulhaber in einem Atem die Einheit des deutschen Volkes preist und dafür betet, auf der anderen Seite aber unsere Vor- und Frühgeschichte entstellt und die geschichtliche Kluft aufreißt zwischen der Zeit vor und nach der „Bekehrung", die Seelenwerte der nordischen Rasse, die anderen wertvoll sind, die uralte Lichtträgerberufung unserer Rasse heruntermacht und als Barbarentum stempelt.

Auf das ernsteste aber muß es zurückgewiesen werden, wenn Kardinal Faulhaber den nordischen Gedanken, die germanische Religiosität gleichsetzt mit dem Bolschewismus und sagt: „Dazu hat uns Gottes Gnade nicht vor dem russischen Heidentum bewahrt, um uns jetzt in einem germanischen Heidentum versinken zu lassen." Hier darf man ihm erwidern: „Hat die nordische Seele die Zwangsbekehrung durch Karl, die Schrecken der Inquisition und den Qualm der Ketzergerichte überstanden, so wird sie auch darüber hinwegkommen, daß man ihr von kirchlicher Seite nicht zuerkennen möchte, worauf sie auf unserer Väter-Erde ein Recht hat —, ungestörtes Leben und Entwicklung, ohne Glaubenszwang und Verhöhnung."

Um mehr geht es nicht, als darum, daß der Deutsche, wenn er will, seine Religion auch aus der eigenen Heimat, der eigenen Seele, der eigenen Überlieferung nehmen darf, daß er nicht zu dem Weg nach Palästina gezwungen wird, daß er vor allem, wenn er es will, verschont bleibt von allem, was er für sich als Gefahr der Seelenverjudung ablehnt.

Das alte Zeichen des wiederkehrenden Lichtes, das Hakenkreuz, ist kein Zeichen von Glaubenszwang und Glaubensverfolgung, die aus der Fremde kamen. Wem es allein genügt, wer in ihm religiöse Werte findet, den lasse man in Frieden seines Weges ziehen und bedrücke ihn nicht.

Das letzte göttliche Erlebnis, jene Kraft aus dem Innersten, die dem Soldaten in der Schlacht, dem Kämpfer für die Erneuerung seines Volkes, die auch dem Frommen in seinem Ringen um die ewigen Werte des Lebens zur Seite tritt —, jene letzte Wirklichkeit, Gott, steht unerreichbar über allen äußeren Formen. Mag sie jeder erleben wie er will —, in dem wahrhaft gottbeseelten letzten Kern des frommen Menschen lösen sich alle Gegensätze nicht in eine verschwommene Einheit aller mit allem, sondern in jenem heimlichen Einssein der Seele mit dem göttlichen Urgrund.

Darum sollte jene Predigt des Kardinals, die unsere heiligen Dinge angriff und entstellte, die letzte sein, damit auch der Antworten darauf nicht mehr nötig sein mögen.

Gewarnt aber muß jeder werden, der dem anderen verketzernd in die Bezirke der Seele einbricht. Er löst Kräfte des Gegensatzes aus, genährt an unausgesprochener heimlicher Erbitterung, die von Geschlecht zu Geschlecht ging, und die aus den Trümmern eines einst blühenden Seelentums das letzte, die eigene Seele und Seelenart mit einem schützenden Panzer umkleidete.

Wer so lange für die Einheit der Nation gekämpft hat, gegen die Volkszerrissenheit, der hat ein Recht, von der anderen Seite der religiösen Front dem Kardinal zuzurufen:

„Eminenz, lassen Sie unsere Toten, unsere Art in Frieden, versuchen Sie nicht zu zwingen, wo sie nicht gewinnen können. Hüten Sie Ihre Herde und stören Sie nicht andere, die in ihrer Form und ihrer Art einen ihnen wertvollen Lebensinhalt gefunden haben!"

Deutsches Wesen geht von den Steingräbern der Vorzeit über die Dome zu unserer Zeit in einem großen Strom. Niemand hat

das Recht, hier Feindschaft wachzurufen, die in keinem Volk so verderblich sein kann wie im deutschen, das gewohnt ist, die Dinge von der Tiefe her bis auf den letzten Grund anzupacken. Darum Duldung und Zurücktreten vor dem Seeleninhalt des anderen, gemeinsame Freude an dem Großen, das unser Volkstum in den Jahrtausenden geschaffen hat, auch wenn es vorchristlich war, und ein Ende der bösen Tradition der Glaubenskämpfe. Denn über allen steht das Reich, das uns Deutsche über alle religiösen Fragen hinweg verbindet.

Inhalt

*

Im gleichen Verlage erschienen ferner:

Art und Glaube der Germanen. Von Walter Baetke. Karton. RM. 2,— / Walter Baetke, der als Kenner des nordischen Wesens und der altgermanischen Religionsformen einen Namen hat, berichtet in dieser vortrefflichen Schrift, was über den Glauben der Germanen bisher wissenschaftlich feststeht. In scharfer, aber sachlicher Polemik wendet sich Baetke gegen Theorien, die unhaltbar und allzu laienhaft durch Deutschland spukten. Baetke weist das Falsche dieser Vorstellungen zurück und entwickelt ein echtes Bild altgermanischen Glaubens, soweit wir es uns heute wieder herzustellen vermögen und schafft damit einen Gesichtspunkt für das tiefere Verständnis des Germanentums auf einem sicheren Grunde.

Der Unsterblichkeitsglaube der Germanen. Von Karl Theodor Strasser. Erscheint demnächst. Preis etwa RM. 1,50 / In dieser Schrift, die die Gedanken eines Vortrages in erweiterter und vertiefter Form wiedergibt, werden die Grundlagen des germanischen Unsterblichkeitsglaubens nach dem Stand der gegenwärtigen Forschungsergebnisse erläutert.

Nationalkatholizismus. Von Konrad Hentrich. Kart. RM. 1,50 / Konrad Hentrich bringt in dieser Schrift das Material zur Stützung der These bei, daß jedes Volk seine eigene Religion habe, weil Religion nationalbedingt sei. Er entwickelt seine These am Beispiel des französischen Katholizismus, der etwas ganz anderes ist als der deutsche Katholizismus. Zugleich versucht der Verfasser zu zeigen, wie Protestantismus und Katholizismus sich selbst bei abweichenden Formen im nationalen Volkstum treffen können. Die Schrift bringt für diese These viele Zitate aus dem französischen Katholizismus. Sie ist politisch höchst aktuell und wird nicht nur das Interesse aller Katholiken finden.

Der christliche Staatsmann. Eine Theologie des Nationalismus. Von Wilhelm Stapel. 8. Tausend. Kartoniert RM. 4.50. Leinen RM. 5,50 / Unter den Büchern, die die Frage nach dem Staat ernsthaft in Angriff nehmen, wird das von Dr. Stapel seinen besonderen Platz einnehmen. Es ist ein Werk der nationalen Zuversicht. Es schlägt Töne an, wie wir sie seit Fichtes Reden kaum wieder gehört haben! (Der Tag, Berlin) / Stapel kann mit Recht den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, alle bisherigen Versuche einer Theologisierung der Politik geschlagen zu haben. (Der Student, Berlin)

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG